

Fürst und Proletarier.

Ein

Roman aus der Gegenwart

von

Theodor Delfers.

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Otto Klemm.

1846.

Vierter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Es waren jetzt zwei Wochen verflossen, seit Heinrich das letzte Mal heimlich während der Nacht in Waldrode angekommen war. Außerlich war die Ruhe hier wie in den benachbarten Fabrikdörfern vollkommen hergestellt, die Arbeiter waren wieder, wie vorher, beschäftigt und die Truppen hatte man zurückgerufen. Trotzdem war aber die Gährung unter der Bevölkerung noch keineswegs beschwichtigt und obwohl man zuversichtlich glaubte, daß die energischen Maßregeln, welche man ihnen gezeigt hatte, die Arbeiter vor jedem neuen Ausbruche der Unzufriedenheit bewahren würden, so erkannten die wenigen besser Unterrichteten doch, daß es nur eines leisen Hauches bedürfen werde, um den schlummernden Funken zur verderblichen wilden Flamme anzufachen.

Man hatte nicht läugnen können, daß die Mehrzahl der Arbeiterfamilien im drückendsten Elend schmachtete, bemühte sich jedoch eifrig, das wahre Verhältniß nicht zur

Deffentlichkeit kommen zu lassen. Alles wurde in möglichst milden Farben dargestellt. Indesß mußte man doch dulden, daß das öffentliche Mitleid zum Besten der Unglücklichen angerufen wurde und daß man allenthalben Sammlungen zur Unterstützung der Bedrängten veranstaltete. —

Es that Heinrich fast weh, als er sich von Seiten der Schloßbewohner mit wahrer Freude bewillkommt sah, — konnte er doch sicher sein, daß sich dieses Wohlwollen bald in Haß verwandeln werde. Man wußte nicht, daß er zu der unbehaglichen Stimmung, welche seit einiger Zeit im Kreise der Familie herrschte, sehr viel beigetragen hatte. Man erinnerte sich nur, daß man heitrer gewesen sei, als er das Schloß bewohnte und daß seit seinem Abschiede Alles anders geworden war. Daran trug freilich der Baron die nächste Schuld, aber man mochte sich dies nicht gestehen. Die von den Eltern so eifrig unterstützte Bewerbung jenes Mannes würde zwar in jedem Falle den Frieden getrübt haben, allein gewiß nicht in so hohem Grade, wenn nicht ein Anderer, Heinrich, das Herz der jungen Gräfin bereits besessen hätte.

Der Baron war der erste, den Heinrich erblickte, als er zur Schloßpforte eintrat, denn Odersdorf ritt in diesem Augenblick heraus.

„Ah, guten Morgen!“ rief er dem Ankömmling entgegen, als er diesen erkannte, und dabei reichte er Heinrich die Hand und zeigte überhaupt eine Freundlichkeit und gute Laune, die sonst nicht an ihm bemerkt worden war. „Man hat hier viel an Sie gedacht und wird sich freuen, daß Sie der Residenz endlich überdrüssig sind. Wie steht's dort?“

„Man ist betrübt, glaub' ich, daß es Ihnen hier so lange gefällt, Herr Baron. Sie sind schon Ursache geworden, daß man Thränen vergossen hat“ —

„O, Sie meinen die Warren? Hol der Teufel das Weib! Ich glaub's wohl, daß sie mich vermißt. Aber, im Vertrauen, Freund, Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie ihrer hier gar nicht erwähnen. Man liebt in Waldrode dergleichen kleine Händel nicht und es könnte mich in falsches Licht stellen, wenn man hörte, daß ich vertraut mit jener Person gewesen. Also, ich bitte darum, kein Wort von der Warren. Auf Wiedersehn, Herr Berg!“

Damit entfernte er sich.

Heinrich glaubte diesen Mann sehr verwandelt zu finden und es schien wirklich, als habe der Baron angefangen, sein Wesen nach demjenigen seiner jetzigen Gesellschaft umzubilden. Jedem seiner Worte war früher der Stempel der Rohheit aufgedrückt gewesen; jetzt erschien er wenigstens als ein — gewöhnlicher Mensch. Als Heinrich diese Bemerkung gegen Alfred äußerte, fand er, daß auch dieser bereits eine bessere Meinung vom Baron gefaßt hatte und nichts Anstößiges mehr in einer Verbindung desselben mit Paulinen erblickte.

Desto schlimmer! dachte Heinrich; und um so nöthiger wird es sein, daß wir rasch handeln! —

Raum daß er eine Stunde in Waldrode geweilt hatte, so sehnte er auch schon den nächsten Morgen herbei, wo er sich wieder entfernen wollte. Es war für ihn jetzt eine schwere Prüfung, einen Tag in diesem Kreise zu verleben,

wo man ihm freundlich begegnete und wo er heiter erscheinen mußte. Jedes Wort kostete ihm Mühe und doch mußte er sich gesprächig, unterhaltend zeigen. Er hatte sich darauf vorbereitet, mit Paulinen jede geheime Besprechung entbehren zu können. Alles, was sie wissen mußte, seinen ganzen Plan, hatte er ausführlich niedergeschrieben. Er nahm nun die erste Gelegenheit wahr, wo er ihr das Papier unbemerkt übergeben konnte und sie nützte eine Stunde des Alleinseins, um es durchzulesen.

Er fühlte sich beruhigt, als sie ihm darauf das bestimmte Zeichen ihrer vollkommenen und unbedingten Einwilligung gab. Obwohl er Proben von der Stärke ihres Charakters zu haben glaubte, hatte er bis diesen Augenblick doch gefürchtet, der Plan könne ihr zu gewagt scheinen und ihre Entschlossenheit möchte an ihrer Schüchternheit scheitern. Nachdem er sie unterrichtet wußte, ward es ihm auch (was von den Andern freilich nicht bemerkt werden konnte,) deutlich, daß in ihrem Innern eine Veränderung vorgegangen sei. Sie kannte jetzt genau den Zeitpunkt, wo sie diesen Ort fliehen sollte, sie wußte, daß alles vorbereitet war, sie hatte über ihr Geschick entschieden. Diese Bestimmtheit dessen, was ihr bevorstand und was ihr eigner unwiderrüflicher Wille war, machte sie gleichwohl weich in dem Bewußtsein, daß die Zeit, welche sie noch bei den Ihrigen zuzubringen hatte, nur noch nach Stunden zu berechnen sei. Jedes Wort der Eltern oder des Bruders, welches an sie gerichtet wurde, schien sie zu erschrecken oder zu bekümmern; jede Erwähnung von Seiten der Angehörigen, welche sich auf den übermor-

genden Tag bezog, erfüllte sie mit einer gewissen Wehmuth — an jenem Tage sollte sie ja bereits die Heimat verlassen haben!

Hätte die Vorsicht es nicht ohnehin nöthig gemacht, so würde Heinrich heute doch nur zu gern auf jede Aufmerksamkeit von ihrer Seite verzichtet haben, damit sie diese um so ausschließlicher denen widmen konnte, welche ihr theuer waren und die sie am folgenden Tage für immer verlassen sollte. Nur dies natürliche Gefühl war es, was ihr beim Gedanken an das Bevorstehende Schmerz verursachte, denn im Uebrigen war sie über jede kleinliche Rücksicht erhaben.

Heinrich ließ sich von den Andern, die nicht wissen konnten, daß er kürzlich nur durch glücklichen Zufall dem Tode in Waldrode entgangen war, von den jüngsten Ereignissen, welche noch immer das Tagesgespräch bildeten, erzählen. Man hatte heute besondern Anlaß, des hilfsbedürftigen Zustandes der Arbeiterfamilien zu gedenken, denn an diesem Tage sollte im Gasthause des Dorfes ein Concert zum Besten der Nothleidenden stattfinden und man hoffte auf eine stattliche Einnahme, da die schöne Lage des Ortes, die Nähe der Eisenbahn und ähnliche günstige Umstände geeignet waren, ein zahlreiches Publikum aus der Umgegend herbeizulocken. Zudem glaubte man dem guten Zwecke noch besonders förderlich zu sein, wenn man sich nicht damit begnügte, einige Einlaßkarten freigebig zu bezahlen, sondern die Versammlung auch mit persönlicher Gegenwart beehrte, trotz des sehr gemischten Publikums, welches zu erwarten stand. Es sollte weniger von einer Vergnügung die Rede sein, als von

einer durch die That kundgegebenen Versicherung, daß man bereit sei, die ärmern Brüder zu unterstützen.

Bei alldem hatte man eine Unvorsichtigkeit begangen: man hatte die Räume, welche des Sonntags nur von den niedern Volksklassen belebt zu werden pflegten, in Beschlag genommen, und die lustigen Tänzer sollten für heute daraus verbannt sein. Nicht nur der geräumige Garten, wo das Concert stattfinden sollte, auch der Saal, welcher daran stieß, sollte heute, zumal da ein Gewitter die Freude im Freien zu stören drohte, für die wohlthätigen Gäste aufbewahrt bleiben, denn man rechnete darauf, nach Beendigung des Concerts den Tag mit einem improvisirten Balle schließen zu können. Die Herrschaften wollten aus Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeitsinn sich herablassen, in demselben Raume zu tanzen, wo sonst nur der niedre Proletarier sein Wesen trieb. Diejenigen, welche sich hier Sonntags in Bier, Branntwein und ohrenzerreißender Musik betäubten, waren freilich nicht dieselben, denen man die Unterstützung zugebacht hatte. Denn mocht' es auch richtig sein, daß die Besucher dieses Belustigungsortes die wenigen Groschen nicht übrig hatten, welche sie hier verjubelten, so waren sie doch immer noch die besser Bedachten; bei weitem die größere Zahl der in der Gegend lebenden zahlreichen Arbeiterfamilien konnte an dergleichen Ueppigkeit nie denken und war froh, wenn sie sich des Sonntags mit Brod sättigen konnte, während sie sich in den übrigen sechs Tagen der Woche mit Kartoffeln begnügen mußte. Diese Leute vertrieb man also heute nicht, indem man Geld für sie sammelte; — trotzdem

war es eine Unvorsichtigkeit, was man beging, wie der heutige Tag noch lehren sollte.

Der Pfarrer, welcher einen kurzen Besuch auf dem Schlosse machte, deutete darauf hin, daß die heutige Festlichkeit viel böses Blut unter der Bevölkerung zu erregen scheine und daß man wohl besser gethan hätte, die beabsichtigte Sammlung auf andre Weise zu veranstalten.

„Es herrscht ein gewisser hartnäckiger Stolz unter den Leuten seit den letzten Unruhen,“ sagte er. „Sie wollen nicht unterstützt sein, meinen sie, weil sie sechs Tage in der Woche, und wohl auch den siebenten, von früh bis spät genug arbeiteten, um davon ohne Almosen leben zu können. Man gäbe ihnen nur nicht, was sie verdienen, man bestehle sie, und einzelne Müßiggänger ärteten die Frucht ihrer Mühe.“

„Hm, etwas mag davon wahr sein,“ bemerkte der Graf. „Es gibt hier einzelne Müßiggänger solcher Art; allein es ist nicht die Sache der Arbeiter, zu murren. Dergleichen dürfte auf keinen Fall geduldet werden und die Menschen machen sich dadurch einer Besserung ihres Lohnes unwerth. Und wer sind sie denn, die so sprechen? Es müssen doch Einzelne sein, die dergleichen laut werden lassen, und warum nimmt man diese Einzelnen nicht fest, um sie zur Rede zu stellen und zu strafen?“

„Seit den letzten Auftritten sitzt noch eine Anzahl im Gefängniß, und dieser Umstand nährt nur den Unwillen der Andern. Die Leute sind verhaftet, weil sie das Wort für die Masse führten, welche einen höhern Lohn aus dem einfachen Grunde forderte, weil sie denselben verdiente und

brauchte, um nicht zu hungern. Macht man eine solche Forderung unter solchen Umständen zum Verbrechen, so gesteht man zugleich ein, daß man die Arbeiter als willenlose Maschinen, zum wenigsten als Sklaven betrachtet. Soll man ihnen dies auf ihre Beschwerden zur Antwort geben? Jedermann muß es freistehn, den Preis seiner Arbeit selbst zu bestimmen; ist er zu theuer, so wird man seine Arbeit nicht begehren. Jene Armen begehren aber im Grunde gar nicht so viel, sie wollen nur leben ohne zu hungern.“

„Hm! — das Alles hat jedoch nichts mit dem heutigen Concerte zu schaffen. Zeigen sich die Leute der Unterstützung unwerth, so würde man, denk' ich, wohlthun, wenn man den Ertrag einem andern Zwecke widmete.“

„Das kann man wohl; allein dadurch wird die Mißstimmung noch nicht verbannt, welche der Umstand, daß man sie der Luft eines Sonntags beraubt, hervorgerufen hat. Auch wollen diese Arbeiter der Unterstützung gar nicht würdig sein, weil sie sich eines ausreichenden Lohnes für würdig halten. Ich muß gestehn, daß ich ihnen darin nicht Unrecht geben kann. Die Umstände dieser Armen erinnern mich immer an das Wort eines unsrer Philosophen: „die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen; mich wundert's, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheren.“ Wenn man sie nicht scheren kann, schindet man sie doch.“

„Hm — das sind nur Redensarten, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, Redensarten, mit denen nichts ausgerichtet wird.“

„Leider fühl' ich das wohl,“ entgegnete der Pfarrer; „und es thut mir von Herzen weh, das Amt eines Seelsorgers hier nicht besser versehen zu können, — die armen Menschen behalten ja keine Zeit übrig, ihrer Seele rathen zu lassen.“

Obwohl der Graf Alles, was der Pfarrer über diesen Gegenstand sagen mochte, nicht billigte, so pflegten derartige Gespräche zwischen beiden doch meist ziemlich lange zu währen und dies war auch heute der Fall. „Warum aber,“ fragte endlich der erstere, „warum legen Sie so viel Gewicht auf die Mißstimmung, welche das Concert unter dem immer unzufriedenen Volke erregen kann? Wollen die Leute etwa die Musik lieber selbst hören?“

„Ihre eigne Musik in dem gewohnten Raume, den sie einmal als den ihrigen betrachten. Es klingt das wunderbarlich — allein man thäte doch besser, die Leute durch nichts zu reizen. Ich muß gestehn, daß ich es gern sehn würde, wenn jene Wolken, die ein Gewitter zu verkünden scheinen, bei Zeiten heranzögen und sich über Waldrode ergöffen, damit die Sache von selbst unterbleiben müßte.“

„Wenn es regnet, wird das Concert im Saale gehalten, wie Sie wissen, denn dieser vermag recht bequem vier bis fünfhundert Menschen zu fassen. Wir wollen den Beweis liefern, daß wir auf das Beste der Armen bedacht sind.“

„Nun, gebe Gott, daß die Armen dies glauben,“ erwiderte der Pfarrer, welcher sich nun angelegen sein ließ, von andern Dingen zu sprechen, und sich bald nachher empfahl. Es schien, als habe er noch etwas sagen wollen, was

er nur ungern unterdrückte. Nachdem er hinweg war, machte der Graf, wie gewöhnlich, noch eine humoristische Bemerkung nach seiner Weise über den „wunderlichen Pfarrer,“ und damit war dieser sammt seinen Aeußerungen vergessen.

Wenigen Stunden nachher erinnerte man sich jedoch seiner Worte wieder, als der Wirth aus dem Gasthause erschien und den Grafen zu sprechen begehrte, um sich dessen Rath und Beistand zu erbitten. Es hatten nämlich, während bereits die erwarteten Gäste von allen Seiten einzutreffen begannen, eine ziemliche Anzahl von Männern aus dem Volke, wie allsonntäglich so auch heute, von den Tischen des öffentlichen Gartens Besitz genommen und schienen fest entschlossen, ihre Plätze, trotz der freundlichen Vorstellungen von Seiten des Wirths, zu behaupten. Es war da schwer zu rathen, denn man durfte nicht hoffen, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, da die ohnehin schon zahlreichen ungebetenen Gäste von Minute zu Minute durch neuankommende Genossen vermehrt wurden.

„Nun, wenn die Leute bereit sind, das festgesetzte Minimum des Eintrittsgeldes zu erlegen,“ sagte der Graf, „so wird man sie nicht zurückweisen können. Dies kann überhaupt nicht statthaft sein, da das Concert für keine geschlossene Gesellschaft stattfindet, sondern für jeden zugänglich ist. Jedermann steht es ja frei, zu kommen oder wegzubleiben.“

Der Wirth machte nun deutlich, daß die Ungebetenen es ganz anders meinten. Sie wollten kein Eintrittsgeld zahlen, mochten vom Concert überhaupt gar nichts wissen, und waren nicht gekommen um zu hören, sondern um allen

Andern das Hören zu verleiden. Mit einem Worte, sie wollten das Concert nicht stattfinden lassen, sobald ihnen dasselbe ein Hinderniß sein sollte, sich nach hergebrachter Art an dem gewohnten Orte zu unterhalten.

„Ja,“ bemerkte der Graf, „mir war's durchaus nicht recht, daß man das Militär so schnell abrief. Hätten wir heute eine einzige Compagnie hier, so würde sich das Feld bald reinigen lassen. Hat man den Leuten auch gehörig in der Güte zugeredet?“

Der Wirth versicherte, seinerseits alles mögliche versucht zu haben, aber ohne den geringsten Erfolg. Er hatte sogar noch Drohworte und Schmähungen von den Stammgästen vernehmen müssen. Seine einzige Hoffnung beruhte nun auf dem Beistande des Grafen, welchem er deutlich zu verstehen gab, daß eine persönliche Erinnerung von Seiten desselben an die Widerspenstigen sicher von Wirksamkeit sein würde.

„Was, lieber Mann?“ entgegnete der Graf lachend, „Sie muthen mir zu, eine Rede an das Gesindel zu halten? Das geht nicht. Ich kann nichts thun, als erlauben, daß der Richter in meinem Namen die Leute zu beschwichtigen sucht. Für den Fall daß auch dies nichts fruchtet, wär's vielleicht am gerathensten, wenn man gleich einen Eilboten nach der Stadt schickte und um militärischen Beistand nachsuchte. Binnen hier und einigen Stunden kann alsdann mittels der Eisenbahn sicher wirkende Hilfe eintreffen. Sind die Menschen wirklich schon in so großer Anzahl da?“

„Bereits ihrer fünfzig — lauter rüstige und verwogene Bursche, welche die besten Plätze eingenommen haben. Ich weigerte mich, ihnen Getränk reichen zu lassen; allein ihre Drohungen nöthigten mich nachzugeben. Einer äußerte gegen mich, daß seine Kameraden vielleicht zum sofortigen Abzuge zu bewegen wären, wenn der Herr Pfarrer ihnen dazu riethe —“

„So, der Herr Pfarrer! — nun ja, ich weiß, er ist ganz, was man einen populären Mann nennt. In der That wäre mir's angenehm, wenn ich bei der Sache gar nichts, auch nicht einmal mit meinem Namen, zu thun hätte. Warum haben Sie sich nicht an den Pfarrer gewendet?“

„Ich war bei ihm und stellte ihm die Sache vor. Allein er entgegnete, das wäre nicht seines Amtes, es wären Polizeiangelegenheiten, die ihn nichts angingen.“

Der Graf war in Verlegenheit. Er wünschte nicht, sich bei dieser mißlichen Angelegenheit irgendwie bloßzustellen, und ebenso war es ihm unangenehm, auf seinem Grund und Boden ärgerliche Auftritte, wie die hier in Aussicht gestellten, vorgehen zu sehn.

„Hören Sie,“ sagte er nach einigem Nachsinnen, „der Pfarrer muß die Sache schlichten. Gehen Sie noch einmal hin und sagen ihm, ich ließe um seine Vermittlung bitten. Entweder mag er selber in den Garten gehn und die Menschen anreden, oder er kann einige der Rädel Führer zu sich kommen lassen und ihnen zur Sühne reden.“

Der Wirth entfernte sich und trug dem Geistlichen den Wunsch des Grafen vor.

„Ich will's versuchen,“ sagte der Pfarrer lächelnd, der nun sogleich ein Paar der Gäste zu sich entbieten ließ. Die Schaar war im Begriff ein wüthes und lärmendes Gelag zu beginnen, als die Abgeordneten im Garten wieder erschienen, um den Andern des Pfarrers Meinung mitzutheilen, welcher nur wenige aber wirksame Worte an sie gerichtet hatte.

Binnen wenigen Minuten waren alle aufgestanden, hatten ihre Gläser geleert und verließen den Garten, um in geordnetem Zuge und unter lautem Gesang den Weg nach der nächsten Schenke einzuschlagen, wo sie eines guten Empfangs sicher sein konnten.

„Wär's uns nicht um den Pfarrer, den wir gern haben, so hätten wir eure ganze gepukte Gesellschaft zum Henker gejagt!“ hatte man beim Abschied noch gegen die Leute des Wirths geäußert.

Der Graf war sehr zufrieden, den Sturm glücklich beschwichtigt zu sehen, und bald nachher, nachdem sich der Garten mit andern Gästen schon ziemlich gefüllt hatte, begab er sich, von seiner Familie begleitet, ebenfalls dorthin.

Meilenweit aus der Umgegend hatte der Wohlthätigkeitsfinn zahlreiche, meist den höhern Ständen angehörige Gäste hier zusammengeführt, welche nicht versäumten, sich durch ein nach Belieben sehr erhöhtes Eintrittsgew als „Standespersonen“ kund zu geben. Der Saal, welcher zum Abend die Tanzlustigen aufnehmen sollte, war sorgfältig gesäubert und mit Guirlanden ausgeschmückt worden. Wie der erwählte Ausschuß, welcher das Kassengeschäft besorgte, mit der Einnahme zufrieden war, so waren es anfänglich Alle

mit diesem „ländlichen“ Vergnügen um so mehr, als einige Wolken vor die Sonne traten und die drückende Schwüle des Tages mäßigten.

Leider sollte die Freude bald wieder eine Unterbrechung erfahren, als ein dumpfes Rollen und einige übergroße Regentropfen das nahende Gewitter verkündeten. Bald brachte ein Blitz, dem ein gellender Donnerschlag sogleich folgte, das ausgezeichnete Orchester zum Schweigen und Alles flüchtete nun eilend in den schützenden Saal, wo man sich so gemüthlich wie möglich einrichtete, während sich draußen der Regen in Strömen zu ergießen begann. Die Musik mußte vorläufig schweigen, da sie vom Rauschen des Regens und den Gewitterschlägen fast übertäubt wurde.

Der Graf hatte sich mit seiner Gemahlin und Tochter sogleich auf's Schloß zurückbegeben und nur Alfred und Heinrich befanden sich unter den Gästen im Saale, denn auch der Baron hatte nicht gesäumt, sich mit jenen hinweg zu begeben. Wenige Minuten nachher fand Heinrich Ursache, sich gleichfalls hinwegzuwünschen, als er in geringer Entfernung Elisabeth in Gesellschaft zweier alten Damen erblickte. Er machte Alfred aufmerksam und war im Begriff diesen zur Entfernung aus jener Nähe aufzufordern, als es leider zu spät war, denn die Blicke beider Parteien begegneten einander bereits. Nun zog es auch Heinrich vor, lieber einige lästige Minuten auszustehen, als durch sein Betragen auffällig zu werden, so gern er der Warren auch den Rücken gekehrt hätte. Man mußte die Namen der beiden alten Betschwestern hören, deren Gesellschaft Elisabeth besondern Späß zu

machen schien; denn äußerst fröhlich zeigte sie sich und von den Thränen, die sie das letztemal vergossen hatte, war jede Spur verwischt. Sie wunderte sich, Heinrich hier zu sehen, den sie in der Residenz vermuthete, und sie sprach dies im Tone eines leisen Vorwurfs aus, denn der „Freund“ hätte sie doch benachrichtigen sollen, sobald er die Stadt verließ. Heinrich täuschte sich indeß nicht, wenn er zu bemerken glaubte, daß jener Vorwurf nur ironisch gemeint war. Sie fühlte sich jetzt in der That überzeugt, daß er sie, wo nicht verachtete, doch völlig gleichgiltig ansah, und wenn sie bei jeder Gelegenheit noch von ihrer beiderseitigen Freundschaft und dergleichen sprach, so that sie dies im Grunde nur, um ihn zu ärgern, während sie im Stillen auf Rache sann. Heinrich wünschte sich Glück dazu, sie nun zum letzten Male zu sehn, und in diesem Bewußtsein lachte er ihrer Bosheit, die ihm nicht entging.

Sie gestand, die Herren schon in Gesellschaft der Andern im Garten gesehn zu haben. Auch vom Baron sprach sie und Heinrich zweifelte nicht, daß sie auch gegen diesen einen Racheplan schmiedete.

Alfred fragte, weshalb sie nicht längst Waldrobe mit einem Besuche beglückt hätte und warum sie nicht wenigstens die heutige Gelegenheit benützt habe, um auf dem Schlosse einzusprechen.

Gern hätte Elisabeth diese Gelegenheit genützt, den Baron zu verleumden; doch waren die Gründe zu wichtig, durch welche sie sich abhalten ließ. Erstens lief sie dabei Gefahr, sich selbst bloßzustellen, und dies war um so mehr

zu vermeiden, als ihr daran gelegen war, die Gunst der Walbrodes möglichst zu erhalten. Mußte es ihr doch schon lieb sein, daß Watkins hier kein Unkraut für sie gesäet hatte. Sodann hatte sie auch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den Baron wieder einmal an sich zu fesseln, denn sie konnte es kaum für möglich halten, daß ein Verhältniß zwischen ihm und Pauline Bestand haben sollte.

Sie entschuldigte sich bei Alfred mit ihrer späten Ankunft hier und mit der Gesellschaft der beiden würdigen Damen, in welcher sie sich befand.

Inzwischen war bereits der Abend, heute zeitiger als gewöhnlich, eingebrochen. Das Gewitter hatte zwar aufgehört zu toben, es regnete jedoch noch stark und drohte damit fortzufahren, zum großen Leidwesen derjenigen Gäste, die ohne Wagen gekommen waren. Zu diesen gehörte auch Elisabeth mit ihren Begleiterinnen, welche den Weg von der Eisenbahnstation herüber zu einem Spaziergang benutzt hatten.

Der von vielen ersehnte Tanz mußte unterbleiben, da der Saal die Gäste ohnehin kaum zu fassen vermochte und die Tanzlustigen mußten sich mit der Musik begnügen.

Während einige bei dem unaufhörlich fortströmenden Regen mit Besorgniß die Nacht eindringen sahen, einige Glücklichere bereits ihre Wagen bestiegen und sich entfernten, und Andre sich noch ziemlich gut gelaunt über ihr Mißgeschick zu trösten suchten, drohte ein neues Gewitter gegen die Gesellschaft loszubrechen.

Heinrich und seine dormaligen Gefährten hatten wenig auf die Umgebung geachtet. Alfred hatte die drei Damen getränkt und sie für die Nacht auf's Schloß eingeladen, wogegen sich indeß besonders die beiden Alten sträubten, welche um keinen Preis eine Nacht von Hause wegbleiben wollten, und den andern Vorschlag des jungen Grafen, sie bis zur Eisenbahn mit seiner Equipage zu bedienen, schon annehmlicher fanden.

Das plötzliche Abbrechen eines Musikstückes und eine unruhige Bewegung im Saale erregte jetzt die Aufmerksamkeit Aller. Ein wildes Geschrei ließ sich vor den Eingängen vernehmen. Man dachte natürlich sogleich an die Arbeiter, welche vielleicht zurückgekehrt waren, um ihre Feindseligkeiten zu erneuern. Darüber wunderte sich Heinrich im Stillen, da er ahnen konnte, worauf sich der Einfluß des Pfarrers, den dieser heute geübt, gründete, und da es ihn unwahrscheinlich dünkte, daß man das Wort dieses Geistlichen so schnell habe vergessen können.

Der nächste Augenblick lehrte jedoch, daß man sich nicht irrte. Der Saal war rings von zusammengelaufenen, größtentheils trunkenen Arbeitern umstellt, welche, erbittert ihren Raum gemächlich von Andern eingenommen zu sehn, während sie selber vom heftigsten Regen durchnäßt waren, Miene machten, gewaltsam einzubringen, die Fremdlinge zu vertreiben und das streitig gemachte Gebiet selbst wieder einzunehmen. Ihr Haß ward besonders dadurch gesteigert, daß sie ihre unmittelbaren Peiniger, die Fabrikbesitzer aus der Gegend, in der Gesellschaft vermutheten.

Nachdem harte Worte von Seiten einiger Anwesenden die Menge draußen vollends zum Exceß gereizt hatten, so blieben alle nachherigen begütigenden Worte, die anfangs vielleicht Alles vermocht hätten, ohne Erfolg. Auch waren es nicht dieselben Männer, mit welchen der Pfarrer heute einen Friedensschluß zu Stande gebracht hatte. Es war eine zweite Schaar, welche von jenem Frieden noch gar nicht unterrichtet war und sich daher um so weniger zu Güte und Versöhnung aufgelegt zeigte. Sie schimpften laut auf das „heuchlerische, seidne Volk“ da drinnen, welches sich wohl sein ließe unter dem nichtigen Vorwande, den Armen zu helfen. Trinken und lustig sein könnten sie selber und es wär' ihnen nichts gedient, wenn das Andere für sie thun wollten.

Allein auch bei solchen Reden bewendete es nicht. Die Vorposten der feindlichen Schaaren hatten bereits die Schwelle des Haupteinganges besetzt und zeigten der Gesellschaft ihre wilden Gesichter. Die Damen suchten die entlegensten Theile des Saales zu gewinnen, während sie gleichwohl den Blick nicht von jenem Eingange zu wenden vermochten, denn der Vorfall erfüllte sie mit unheimlicher Neugier. Die anwesenden Herren waren minder neugierig und trugen durchaus kein Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit den Eindringlingen, welche Schritt für Schritt vorrückten und jeden Augenblick bereit waren, Hand anzulegen. Dabei sah man durch den offenen Eingang draußen im erleuchteten Vorzimmer die dichte ungeduldig nachdrängende Schaar, während an die andern eilig verriegelten Nebeneingänge kräftige Schläge geführt wurden.

Mit Gewalt konnte man sich der unheilvollen Gäste nicht entledigen, Worte der Güte wurden in dem Tumulte nicht einmal mehr vernommen, und als einer der Herren seine Börse zog und einigen der vordersten Feinde Geld in die Hände drücken wollte, schlug man ihm auf die seinigen und die Thaler wurden durch den Saal geschleudert, daß klirrend einige Spiegel und Fensterscheiben herniederfielen. Man befand sich in verzweifelter Lage.

In dem Augenblicke jedoch, als das Schlimmste einzutreten drohte, wurde draußen eine kräftige, den Lärm durchdringende Stimme laut, welche Ruhe und Einhalt gebot. Man sah, wie sich darauf plötzlich die Menge theilte und einen Mann vorließ, welcher einige Worte mit den Rädelsführern sprach. Hinter diesem Manne, welcher auch nur ein Arbeiter zu sein schien, glaubte Heinrich Wolfs Gestalt zu bemerken. Die Worte jenes Menschen wirkten aber außerordentlich rasch. Die Tumultuanten schwiegen und zogen sich zurück. Bald wurde alles still und die Gäste blieben noch einige Minuten in tiefem Schweigen, wie um sich zu vergewissern, daß die Gefahr wirklich abgewendet sei. Dies war allerdings der Fall, und gleich nachher erschien der Wirth mit der beruhigenden Nachricht, daß die Ruhestörer ohne weitere Feindseligkeiten bereits abgezogen wären. Zum Ueberfluß entschuldigte er sich noch wegen des unangenehmen Vorfalles und bat die Herrschaften, ganz sorglos zu sein und ihr Vergnügen nicht zu unterbrechen. Aber das Vergnügen war einmal gestört und die meisten Anwesenden begannen sich ohne fernern Aufenthalt zum Aufbruch zu rüsten.

Heinrich hatte Alfred die Sorge für die Damen gern allein überlassen, um nach der Thür zu gehen und sich zu überzeugen, ob wirklich Wolf der Begleiter des Ruhestifters gewesen sei. Der letztere war mit all den Seinen bereits verschwunden, Wolf aber fand sich, ebenfalls zur Abfahrt bereit, in einem der mit Gästen aller Art erfüllten Zimmer des Hauses.

„Das war nun wieder einer der dümsten Streiche, die mir vorgekommen sind,“ sagte Wolf. „Wenn die Leute nicht dulden wollen, daß man auf solche Weise Almosen für sie sammelt, so haben sie ganz recht. Aber welche Taktlosigkeit, welche Rohheit, die Sache auf so gewaltsame Weise zu unterbrechen. Wären diese Menschen übereingekommen, jede aus dieser Quelle fließende Gabe zurückzuweisen, hätten sie vielleicht sogar, mit Angabe ihrer Gründe, dagegen öffentlich in der Zeitung protestirt, so war das ganz gut und es würde gewiß einen trefflichen Eindruck hervorgebracht haben. Aber so — Nun, trotzdem kann ich diesen armen Leuten die Schuld nicht beimessen, denn sie wissen nicht was sie thun. Die Schuld lastet auf allen Jenen, welche nichts thun, solche rohe Ausbrüche unmöglich zu machen und den Armen ein Bewußtsein ihrer Würde zu geben. Es ist Alles sehr zu bedauern. Der Zweck dieses Tumults ist gut — nur der Tumult selber nicht, der die gute Sache immer wieder einen Schritt rückwärts führt. Doch, dies ist nicht Zeit und Ort, um darüber zu sprechen. Zum Glück kam ich zeitig genug hieher, um schlimmere Scenen zu verhüten. Die meisten der Leute waren betrunken; aber es gelang mir, einen zu

finden, der viel bei ihnen gilt und der sich von mir bestimmen ließ, den Sturm zu beschwören. Und was Sie betrifft, Heinrich, so glaubt' ich Sie schon weit entfernt und am wenigsten hätt' ich Sie noch in Walbrode gesucht."

„Es ist nur ein Abschiedsbesuch,“ entgegnete Heinrich. „Doch sollen auch die Leute hier nicht wissen, daß ich fortgehe, um nie wieder zu kommen. Haben Sie in letzter Zeit etwas von Watkins vernommen?“

„Nichts von Bedeutung. Er schreibt mir allerdings von Zeit zu Zeit, aber durchaus nichts Wichtiges, und ich sehe bei seinen Briefen keinen Zweck, wenn nicht den, die Bekanntschaft mit mir zu bewahren, um mich künftig einmal zu benützen. Ebenso kurz wie seine Briefe sind meine Antworten. Und wann reisen Sie, Heinrich?“

„Ich habe die Stunde noch nicht genau bestimmt. Doch wär' es mir angenehm, wenn ich Sie morgen bei Zeiten noch einmal in der Stadt sprechen könnte, denn später dürfte es unmöglich werden. Erwähnen Sie meiner gegen niemand, und wenn man Sie nach mir fragen sollte, so sagen Sie was Sie wollen, nur muß es von der Art sein, daß man dabei an eine Reise nicht denkt.“

Wolf nahm Abschied, um nach der Stadt zurückzufahren. Man hatte des Concerts wegen eine Extrafahrt auf der Eisenbahn veranstaltet und Alles beeilte sich jetzt, um diese nicht zu versäumen.

Als Heinrich in den Saal zurückkehrte, war Alfred mit den Frauen bereits verschwunden, und Heinrich zweifelte nicht, daß Alle die Einladung angenommen und jenen nach dem

Schlosse begleitet haben würden. Er trat ebenfalls den Weg dorthin an und traf, noch ehe er die Schloßpforte erreichte, die Andern, welche auf dem vom Regen verdorbenen Pfade sehr langsam vorwärtskamen. In Ermangelung anderer Gesellschaft war ihm jetzt selbst die jener alten Weiber willkommen, weil sie dazu beitrug, die Aufmerksamkeit um so mehr von ihm selbst abzulenken. Denn je näher die Stunde der Erlösung kam, um so unruhiger fühlte er sich. Es war theils Bangigkeit theils Ungeduld, was ihn in eine Stimmung versetzte, in welcher er sich nicht gern beobachtet sehen mochte.

Er fragte nichts darnach, was an diesem Abend um ihn her vorging und was gesprochen wurde. Er sehnte nur die Stunde herbei, wo er sich schicklicher Weise zurückziehen konnte. Auch an eine Zusammenkunft im Ahnensaale konnte nicht mehr gedacht werden, und er hatte dies gegen Pauline bereits in der Schrift bemerkt, wodurch sie überhaupt von Allem, was geschehn oder nicht geschehn sollte, ausführlich unterrichtet war.

Endlich war dieser schwüle Tag überstanden und Heinrich befand sich allein in seinem Zimmer. Draußen schlug der Regen noch gegen die Fenster und der einsame Gast sehnte lange vergebens den Schlummer herbei.

Zweites Kapitel.

Heinrich hatte gefürchtet, er werde sich am Morgen genöthigt sehen, dem weiblichen Kleeblatt das Geleit nach der Stadt zu geben, doch sah er sich zum Glück dieser Mühe überhoben. Denn obwohl die beiden Alten fest darauf bestanden, an diesem Tage zurückzukehren, so ließen sie sich doch bewegen, den Abschied auf den Nachmittag zu verschieben. Heinrich wurde mit dem Wunsche entlassen, daß er sich recht bald und auf längere Zeit wieder einstellen möchte und er widersprach dieser Hoffnung nicht. Er sagte allen leichtthin, als gälte es nur auf wenige Tage, Lebewohl und eilte hinweg.

Seine gestrige Unruhe war mit dem Morgenlichte verschwunden. Er fühlte sich frisch, unternehmend und so muthig, wie ein Mensch, der sich bewußt ist, daß ihm nichts mißlingen kann. Er hatte im Grunde heute wenig mehr zu thun, als das Ende des Tages ruhig abzuwarten. Er

war so glücklich gewesen, alle nöthigen Anstalten ohne besondere Schwierigkeit treffen zu können und Alles war zu seiner Zufriedenheit gelungen. Wolf war der Einzige, den er aus Zuneigung noch einmal besuchte. Fast nahm dieser Freund es übel, als er noch einmal an die tiefste Verschwiegenheit erinnert wurde, und er sagte dies Heinrich. „Doch,“ fügte er hinzu, „Sie sind ängstlich um das Gelingen Ihres Planes, und ich verzeihe Ihnen daher diesen pedantischen Zug gern. Sie kennen die Adresse, unter welcher Ihre Briefe an mich gelangen werden. Vielleicht werden Sie mich noch eher nachfolgen sehn, als wir beide es jetzt vermuthen. Ich bin so ziemlich fertig mit Europa, denn Deutschland, als das wunderbarlichste Land dieses Erdtheiles, hatte ich meiner Betrachtung bis zuletzt aufgehoben. Ich kenne es nun schon zur Gnüge. Auch muß ich meinen Abschied um so mehr zu beschleunigen suchen, da ich bei längerem Aufenthalt fürchten müßte, wegen verschiedner Dummheiten, die das ungeschlachte Volk hier begeht, zur Verantwortung gezogen zu werden, obwohl ich sehr unschuldig an dergleichen Dingen bin. Aber eine bloße Untersuchung, die in Deutschland bekanntlich stets mehr auf sich hat als eine Strafe, könnte meinen Aufenthalt auf unerwünschte Weise verlängern. Möglich, daß ich gestern einige Menschen vor Verstümmelung und Mißhandlung, wo nicht vor dem Tode, bewahrt habe, indem ich vermittelnd auftrat; allein das würde man mir nicht glauben, man würde vielmehr nur meine Bekanntschaft mit jenen Leuten und meinen Einfluß bei denselben ins Auge fassen, und diese Umstände würden

genügen, mich einzusperrten. Ich kann meine heile Haut anderwärts nützlicher machen und werde daher auf den Rückzug denken. Ich mag nicht zum Profeten werden hinsichtlich der goldnen Zukunft Deutschlands; ich denke jedoch, es hat noch einige Zeit, ehe dieses Gold den deutschen Horizont säumen wird. Die Freiheitsgöttin hat euch gar zu übel bedacht und eh' ihr einmal einen wahrhaft freien Athemzug thun könnt, werdet ihr wahrscheinlich noch mancherlei zu bestehen haben, was in die Kategorie der dreißigjährigen Kriege gehört. Aber reisen Sie nur, Heinrich; — ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht trotz alldem bald das Heimweh nach dieser dumpfen deutschen Luft empfinden werden. Sie werden mirs wiederfagen; aber es ist ganz gut, wenn Sie das aus eigener Erfahrung kennen lernen.“

„Ich habe jetzt das Heimweh,“ entgegnete Heinrich, „das Heimweh nach einer Heimat, die ich noch nicht kenne. Leben Sie wohl! Auf glückliches Wiedersehn, wann und wo es auch sei!“

Wolf drückte ihm schweigend die Hand und sie schieden. — — —

Von Waldrode führte ein wenig betretener Weg nach einem etwa ein Viertelstündchen entfernten Vorwerk, bei welchem sich zugleich eine Schenke befand. Es führte dort eine Landstraße vorüber, dieselbe, auf welcher Heinrich noch heute seine Reise antreten wollte. Um dorthin zu gelangen hätte ihn unter gewöhnlichen Umständen die Eisenbahn die

nächste Gelegenheit geboten; allein er konnte heute am wenigsten hoffen, hier sicher vor jeder Begegnung zu sein und hatte daher beschlossen, auf wenig betretenen Fußwegen sein Ziel zu erreichen. Er hatte für einen Wagen gesorgt, welcher nach Einbruch der Dämmerung an jener Schenke bereit stehen mußte. Dieser sollte ihn eilends nach der nächsten Poststation führen, wo gleichfalls dafür gesorgt war, daß die Reise ohne den geringsten Aufenthalt fortgesetzt werden könnte. Die ganze Nacht hindurch mußte diese Fahrt dauern, damit man am Morgen zur rechten Stunde eine Eisenbahn erreichte, und so konnte man darauf rechnen, am zweiten Tage die Hafenstadt, wo man sich einschiffen wollte, zu betreten. Auch dort waren im Voraus schon Vorbereitungen getroffen, um nirgend auf ein Hinderniß zu stoßen. Heinrich hatte nicht den geringsten Umstand außer Acht gelassen, auf jeden denkbaren Zufall war er vorbereitet.

Bei guter Zeit machte er sich, nachdem er ein Paar Pistolen, die er sich besorgt, noch einmal sorgfältig untersucht hatte, auf den Weg und es gelang ihm, die Stadt zu verlassen, ohne daß ihm noch einer seiner Bekannten begegnete. Er hatte nicht Lust, noch irgend jemand Rede zu stehen.

Der Himmel hatte sich nach dem gestrigen Unwetter noch nicht wieder aufgeheitert. Ein ziemlich rauher Wind wehte, welcher von Zeit zu Zeit Regenschauer herniedersendete. Aber dies trübe Wetter war dem einsamen Wandrer heute um so willkommener, da es unwillkommene Spaziergänger, welche auf die oder jene Weise zur Vereitelung seines Planes beitragen konnten, daheim halten mußte. Auch

der Umstand schien ihm vortheilhaft, daß bei dem dichtumwölkten regnerischen Himmel die Nacht um so früher einbrechen würde.

Es dämmerte bereits stark, als er nach einer durch die schlechten Wege ziemlich anstrengenden Wanderung die Gegend von Waldrode erreichte. Er befand sich jetzt auf einer Höhe, von welcher man bei Tage die Warte des Schlosses drüben über dem Gehölz hervorragen sah; jetzt war die Dunkelheit schon zu stark und alle Gegenstände verschwammen in eine formlose dunkelgraue Masse. Heinrich mußte sich begnügen, nach der Richtung hinüber zu blicken, wo sie, die er an diesem Abend erwarten wollte, jetzt noch weilte.

Bis diesen Augenblick war noch kein Zweifel am Gelingen seines Planes in ihm aufgestiegen. Nun aber erwachten Gedanken in ihm, welche nicht geeignet waren, seine gute Stimmung, die er bis daher bewahrt, aufrecht zu erhalten. Er dachte an all die tausend Möglichkeiten, welche Paulinen verhindern konnten, das Schloß zur rechten Zeit zu verlassen. Eine Stunde Aufschub konnte schon unabsehbare Folgen nach sich ziehen.

Aber er suchte endlich all diese Gedanken zu verbannen. Sie hatte ja Zeit zur Vorbereitung gehabt und bei gehöriger Vorsicht konnte sie keine Schwierigkeiten finden, um unbenutzt Waldrode zu verlassen. War ihr dies einmal gelungen, so blieb wenig mehr zu fürchten. Er baute auf die Entschlossenheit, die Kühnheit des Mädchens, welches sich sicherlich durch kein ängstliches Gefühl irren lassen würde.

Eilend schritt er durch ein niederes Gehölz auf einem schmalen im Dunkel kaum mehr zu unterscheidenden Pfade, welcher ihn gerade nach jener Schenke führen mußte. Es war bereits vollkommene Nacht, als er dies Haus erreichte. Dicht vor demselben hielt ein Wagen und Heinrich überzeugte sich sogleich, daß es der seinige sei. Der Kutscher war ein vollkommen zuverlässiger Mensch, dessen Verschwiegenheit und Pünktlichkeit Heinrich bereits erprobt hatte.

In der Schenke war Alles leer und still. Kein Wunder, denn diese Straße war wenig belebt und das Wetter wurde von Minute zu Minute schlechter. Es regnete jetzt unaufhörlich und die Finsterniß nahm mehr und mehr zu. Der Kutscher versicherte, daß während derselben Stunde, seit welcher er bereits hier wartete, kein Mensch vorübergegangen sei.

Heinrich hatte sich auf seinem Wege von der Residenz selbst etwas länger aufgehalten, als er anfangs für nöthig gehalten. Es fehlte jetzt nur noch eine Viertelstunde an der Zeit, wo Pauline hier eintreffen sollte. Sie mußte demnach in diesem Augenblicke das Schloß verlassen, wofern sie nicht bereits unterwegs war.

Heinrich schärfte dem Kutscher nochmals ein, sich fertig zu halten, hüllte sich darauf in seinen Mantel, welcher im Wagen aufbewahrt war, und entschloß sich, Paulinen entgegen zu gehn.

Es war ein sehr rauher Weg, welcher hier seitwärts von der Straße nach Walddrode hinüberführte. Die tiefen Fahrgleise hatte der Regen mit Wasser angefüllt und es fand

sich kaum eine Stelle, wo man sicher auftreten konnte. Dieser Weg führte durch ein Gehölz, durch welches der Wind, der sich mehr und mehr erhob, unheimlich rauschte. Die Dunkelheit war so groß, daß man keinen Schritt weit vor sich sehen konnte und dabei regnete es fort und fort.

Heinrich verwünschte nun den argen Zufall, der ihn gerade diesen Tag zur Ausführung seines Planes hatte wählen lassen. Er empfand Mitleid mit Paulinen, die in solcher Nacht und auf so abscheulichem Wege die Heimat verlassen sollte. Inzwischen begannen sich seine kaum erst beschwichtigten Besorgnisse von neuem zu regen. Er war eine Strecke vorwärts geschritten und ein nicht sehr fernes Hundegebell erinnerte ihn jetzt, daß er sich schon dicht vor Waldrode befände. Sehen konnte er nicht das Geringste.

Er war unschlüssig, ob er hier im Freien mitten in dem Unwetter warten oder nach der Schenke zurückkehren sollte. Weiter gehen konnte er auf keinen Fall und gleichwohl schien es ihm grausam, das arme Mädchen allein auf diesem Pfade die beschwerliche Wanderung antreten zu lassen.

In diesem Augenblicke war es ihm, als vernähm er vor sich Schritte. Er mußte jeder Begegnung ausweichen und trat daher seitwärts unter die Bäume, um einen etwaigen Wanderer vorüber zu lassen. Wirklich schritt von Waldrode her eine Gestalt an ihm vorüber, und bald vernahm er ihren Schritt, von Wind und Regen übertäubt, nicht mehr. Die dicke Finsterniß hatte ihm nicht gestattet, zu unterscheiden, ob es ein Mann gewesen, doch schien ihm dies das Wahrscheinlichste.

Noch einige Minuten wartete er, unentschlossen, was zu thun sei. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß Pauline selbst jene Gestalt gewesen sein könne. In dem Augenblicke, als er sie eilig vorüberschreiten sah, hatte er allerdings einen männlichen Tritt zu bemerken geglaubt, allein die Umstände machten eine Täuschung sehr leicht möglich. Hätte er diesen Gedanken auch vorhin schon gehabt, so durfte er doch keinesfalls ein Zeichen geben, so lange er nicht bestimmt wußte, wen er vor sich hatte.

War sie es gewesen, so wartete sie nun vielleicht auf ihn, während er hier vergebens ihrer Ankunft entgegen sah. Dieser Gedanke entschied endlich. Irrte er sich und hatte sie das Schloß noch nicht verlassen, so konnte er nicht umhin, sie nach dem bestimmten Orte gehen zu lassen. Dies durfte sie ohnehin nicht anders erwarten, da sie ihn, seiner Angabe gemäß, erst vor der Schenke bei dem Wagen finden sollte.

Heinrich ging nun wieder zurück, während tausend peinigende Gedanken sein Vertrauen auf das Gelingen seines Vorhabens zu untergraben strebten.

Bereits länger als neun Stunden war er nun fast ohne Unterbrechung auf mehr oder minder beschwerlichen Wegen gewandert; allein er fühlte sich nicht ermüdet, seine Aufregung stieg vielmehr und er befand sich in einer qualvollen Spannung.

Bald erreichte er die Schenke wieder. Der Kutscher saß, dicht in seinen Mantel gehüllt, an seinem Plaze.

„Ist jemand hier vorübergekommen?“ fragte Heinrich.

„Ein Mann kam hierher,“ flüsterte der Kutscher. „Er ging ins Haus und ich hab' ihn noch nicht wieder herauskommen sehn. Mir schien, als käm er von Walbrode herüber und ich denke, Sie müssen ihm begegnet sein.“

Heinrich hatte sich demnach geirrt, wenn er Paulinen hier vermuthete.

Er fragte den Kutscher, ob er von jenem Manne bemerkt und angeredet worden sei.

„Nein,“ war die Antwort. „Zwar war mirs, als werfe er einen flüchtigen Blick auf den Wagen, doch ging er ohne Aufenthalt vorüber und trat ins Haus.“

Man konnte die Gaststube von der Straße aus übersehn. Heinrich näherte sich einem der niedern Fenster, um das nicht sehr umfangreiche Gemach zu überschauen. Es war ziemlich dunkel darin. Der Wirth saß seitwärts auf einem Stuhle, das Haupt auf die Brust geneigt, scheinbar eingeschlummert. Durch eine halboffene Hinterthür ließ sich ein Blick in die Küche thun, wo ein helles Feuer auf dem Herde prasselte. In einem zweiten Winkel des Gemachs, dem Wirth gegenüber, saß eine Person; allem Vermuthen nach der Gast, welchem Heinrich erst begegnet, und den auch der Kutscher bemerkt hatte. Es ließ sich jedoch nicht unterscheiden, welcher Art dieser Fremde sein mochte, denn er saß mit dem Gesicht nach entgegengesetzter Richtung und hatte überdies den Kopf mit der Hand gestützt. Neben ihm stand ein halb geleertes Weinglas, und das armselige, lang ungeputzte Talglicht dabei gestattete nur eine Dämmerung, ohne Licht zu verbreiten.

„Mag er sitzen,“ dachte Heinrich, „wenn er nicht neugierig ist.“

Allein es war nun bereits eine Viertelstunde über den Zeitpunkt, wo Pauline hatte eintreffen sollen.

Je besorgter sich Heinrich nun fühlte, um so peinlicher war ihm das Warten. In das Haus mochte er nicht gehen, weil er da Gefahr lief, mit dem einsamen Gaste in ein Gespräch verwickelt zu werden, was er ebenso wenig mochte, als er sich durch eine barsche oder kalte Zurückhaltung auffällig machen durfte. Auch wars ja möglich, daß der Mann ihn kannte.

Der Regen hatte jetzt ein wenig nachgelassen, es war sogar etwas heller geworden und hatte den Anschein, als wolle der Mond über die Wolkenschleier siegen. Auch der Wind wehte minder stark.

In der festgesetzten Stunde konnte sich Pauline nicht geirrt haben; allein er mußte sich ja selbst gestehn, daß hundert kleine Hindernisse möglich waren. An der jetzt verflossenen halben Stunde war im Grunde noch nichts verloren. Heinrich suchte sich zu trösten und zu ermuthigen. Sie mußte bemerken, daß der Himmel jetzt minder mürrisch herabsah, und that gewiß Alles, um den Hartenden nicht länger in banger Ungewißheit zu lassen.

Noch einmal ging er vorwärts auf jenem Pfade. Als er jedoch die Mitte desselben erreicht hatte, bedachte er wieder, daß es jedenfalls rathsamer sei, die Erwartete in der Nähe des Hauses zu empfangen. Es konnte möglicherweise noch einen zweiten Weg von Walddrode geben, den er nicht kannte;

er konnte sie verfehlen, und wenn sie vor ihm bei der Schenke anlangte, konnte der Zufall nur zu leicht einen schlimmen Streich spielen. Auch bedurfte sie jetzt der Begleitung um so weniger, da die wahrhaft schreckliche Dunkelheit gewichen war und man jetzt wenigstens einige Schritt weit den Pfad vor sich übersehn konnte. Heinrich kehrte um, und begab sich wieder zur Schenke. Ein Blick durchs Fenster belehrte ihn, daß jener Gast verschwunden war.

Er befragte den Kutscher und dieser berichtete, der Mann sei vor wenig Augenblicken aus dem Hause getreten und habe so still wie zuvor seinen Weg in entgegengesetzter Richtung auf der Straße fortgesetzt.

Heinrich, der sich jetzt außerordentlich erschöpft und ermattet fühlte, trug nun kein Bedenken mehr, das Haus zu betreten. Er ging in die Gaststube, setzte sich an demselben Tische nieder, wo sein Vorgänger gefessen, und bestellte ein Glas Wein.

Drittes Kapitel.

Bergebens suchte Heinrich nach einer befriedigenden Erklärung des Verzugs. Sein Blick heftete sich auf die Thür, denn mit jedem Augenblick hoffte er, den Kutscher oder Paulinen selbst dieselbe öffnen zu sehn. Sie mußte ja kommen — es war ja dafür gesorgt, daß kein ernstes Hinderniß eintreten konnte.

Es wäre recht gut, wenn der Mensch so frei zu sein vermöchte, daß er über allen Zufällen, Verhältnissen, Begegnissen stände; freilich wäre er dann nicht mehr Mensch, und mit den Unannehmlichkeiten büßte er auch die Freuden ein. Das menschliche Leben wäre dann so ungetrübt, aber auch so nüchtern, wie ein reines Glas Wasser. Wer nicht ein Pflanzenleben führen will, darf gar nicht daran denken, es bis zu solchem Grade der Unbefangenheit zu bringen. Je muthiger und kühner Heinrich bis jetzt gewesen war, um so trostloser drohte sein Zustand zu werden. Er hatte, wie

schon erwähnt, Alles so vorsichtig eingeleitet, auf Alles so sehr Bedacht genommen, daß ihm der Gedanke an ein mögliches Mißlingen seines Unternehmens gar nicht ernstlich beigemommen war, und selbst jetzt, wo schon Grund zum Mißtrauen vorhanden war, glaubte er nicht an eine Vereitelung seiner Absichten. Diese schien ihm unmöglich. Er hatte die Vorgänge der nächsten Tage, wie er sie beplant, bereits geistig vorausgelebt und sie dünkten ihn daher so fest und unwandelbar, als wären sie bereits vergangen. Freilich ist auch unwandelbar, was noch im Schoße der Zukunft ruht, nur daß wirs uns anders denken als es geschehen soll und wird.

Die Nacht war jetzt so still, daß man jeden Laut um das Haus deutlich vernehmen konnte. Nun hörte Heinrich, wie sich draußen Schritte näherten. Er bemerkte, daß der Kutscher von jemand angeredet wurde. Gleich darauf näherten sich die Schritte der Thür und diese öffnete sich, während Heinrichs Blick mit der gespanntesten Erwartung darauf geheftet war.

Alfred trat ein.

Heinrich hätte eher des Himmels Einsturz erwartet, als zu dieser Stunde und an diesem Orte den Anblick seines Freundes. Dieser mußte ihm jetzt als der bitterste Feind erscheinen. Allein er vermochte nichts zu sagen, er war sich seiner eignen Gedanken kaum bewußt. Schweigend blieb er sitzen und starrte dem Eingetretenen ohne die geringste Bewegung ins Gesicht.

„Endlich treff' ich dich, Heinrich!“ sagte Alfred, indem er einige Schritte näher trat. Seine Miene war sehr ernst, jedoch nicht unfreundlich.

„Ich glaube wohl,“ begann er nach einer kurzen Pause wieder, „daß du mich nicht hier zu sehn erwartetest. Ich war schon einmal hier, um dich zu erwarten. Ich hielt es endlich nicht länger aus, ich mußte einige Schritte in freier Luft gehn; — es ist mir lieb, daß ich dich nun finde.“

Heinrich beharrte immer regungslos in seiner Lage und sprach kein Wort. Er war wie betäubt, seine Zunge versagte ihm den Dienst und seine Augen hatten ein starres glasiges Ansehn.

„Heinrich,“ fuhr Alfred nach einer neuen kurzen Pause fort, „ich war anfangs willens, eine schriftliche Nachricht hier für dich niederzulegen. Ich entschloß mich jedoch endlich, selber zu dir zu sprechen. Ich denke dir dadurch einen Beweis meiner ächten Freundschaft zu geben, welche durch nichts in der Welt wankend gemacht werden sollte. Du wirst diese Freundschaft nun zu beurtheilen wissen, nachdem du mir und meiner Familie einen so bösen Streich zu spielen gedachtest, wie er unter Freunden wohl ohne Gleichen ist. Ja, du wirst darnach meine freundschaftliche Gesinnung beurtheilen können, welche trotz alldem noch nicht von mir gewichen ist. Du schweigst. Ich weiß nicht, ob ich dieses Schweigen richtig deute, aber ich will es so deuten, wie es einem Freunde nur immer möglich ist. Ich kann dir über das, was du wolltest, kaum noch ein Wort sagen — Alles scheint mir überflüssig, denn du wirst dir selbst Alles sagen

können. Nur wegen der Folgen haben wir noch mit einander zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß wir diesen Ort nur als innigere Freunde verlassen werden, Heinrich!"

Noch immer konnte Heinrich seine wirren Gedanken nicht regeln. Ihm war zu Muthe, wie einem, dem das unmöglich Geglaubte plötzlich vor Augen gestellt wird. Er sieht es, er muß es sehen, und doch bleibt ihm das Vorhandensein noch unbegreiflich. Er glaubte in seinem Staunen, in seiner Bestürzung über Alles was er hörte und kaum fassen konnte, zu träumen. Er schwieg noch immer und regte sich nicht.

„Ich sehe dich erstaunt, bestürzt, unfähig zu sprechen, wie es scheint,“ fuhr Alfred fort; „und dein Zustand nimmt mich nicht Wunder. Um so mehr hab ich selbst über dein letztes Thun staunen müssen, Heinrich, welches mir unerklärlich bleibt, da ich dich immer als besonnenen, verständigen Mann kannte. Es ist mir räthselhaft, wie du einen Plan zu pflegen und auszubilden vermochtest, der mir ans Unglaubliche streift; — wie du unter uns weilen konntest, über deinem Vorsatze brütend und uns zugleich Freundschaft bezeugend! Ich konnte, ich wollte daran nicht glauben, bis mir die traurige Gewißheit ward. Wär es noch ein rasch erfonnener Einfall gewesen — ein Gedanke, der dich während einer schwachen Stunde beschäftigte; — aber leider muß ich finden, daß reifliche, lange Ueberlegung vorausgegangen war. Heinrich, es schmerzt mich tief, daß du gegen mich und die Meinen so geringe Achtung hegen konntest; daß du meine Achtung gegen ein Wesen schmälern halfst,

welches mir lieb und theuer ist; und daß du selber dahin strebest, uns Allen die Achtung für dich zu benehmen. Ich kann dein Unternehmen nicht beschönigen, so gern ich auch nach Entschuldigungsgründen suchen möchte. Du gingst darauf aus, unsre Familie zu beschimpfen, und selbst Pauline — Doch ich weiß ja, daß ich da nur unnütze Worte mache, du mußt Alles selbst fühlen. Ich will keinen Vorwurf mehr verschwenden — Heinrich, ich erwarte ein tröstliches, ein beruhigendes Wort für mich von dir.“

Heinrich antwortete noch immer nicht und beharrte wie vorher in seiner Stellung, während der Freund sein Benehmen fortwährend falsch deutete und glaubte, jener sei stumm vor Scham und Zerknirschung. Aber ganz andre Gefühle beherrschten Heinrich. Zeither war er in einer Art von Betäubung gewesen, unfähig zu handeln, zu reden, zu denken. Nun aber begann er sich seiner Lage bewußt zu werden, nun stand ihm mit entsetzlichen Lettern vor der Seele klar und deutlich geschrieben: Dein Plan ist vereitelt. Er war bei diesem Gedanken zu heftig erschüttert, als daß jetzt Schmerz um das Entriessene oder ähnliche menschliche Empfindungen Raum in ihm hätten gewinnen können. Er fühlte sich von einer unbeschreiblichen Wuth, von einem entsetzlichen Drang nach Rache durchdrungen, ein Gefühl, welches um so heftiger in ihm gährte, als er sich noch immer unfähig fühlte, demselben durch Worte Luft zu machen. Eine krampfhafte Bewegung, ein zorniger Blick war Alles.

Alfred, so schuldig in seinen Augen der Freund auch war, wollte doch gern Alles nur als einen übereilten Jugend-

streich betrachten und war wirklich in der Absicht gekommen, die fatale Sache ruhig zu erörtern und einen völligen Bruch mit Heinrich zu verhüten. Der Umstand, daß es ihm gelungen, den heillosen Streich zu verhindern, stimmte ihn um so eher zur Versöhnlichkeit und zum Verzeihen. In der That gehörte bei seinen Verhältnissen und bei seinen Ansichten ein mehr als gewöhnliches Freundschaftsgefühl dazu, nach diesem Beginnen sich nicht sofort mit Heinrich zu verfeinden. Allein der junge Graf war auch wirklich noch nicht im Stande, sich die Einwilligung seiner Schwester als gewiß zu denken. Er konnte sich mit diesem Gedanken nicht vertragen und trotzdem, daß man ihn des Gegentheils versichert hatte, glaubte er, Alles sei aus Heinrichs Kopf allein entsprungen und dieser sei in einem ungeheuren Irrthum befangen gewesen, wenn er sich einbilden konnte, die junge Gräfin würde wirklich im Stande sein, die Flucht zu theilen. Daß Pauline eine Neigung für Heinrich gehegt habe, daran konnte er freilich nicht zweifeln; allein dies durfte nur eine flüchtige und, wenn auch tadelnswerthe, doch noch verzeihliche Neigung gewesen sein, weit entfernt, bis zu Schritten zu führen, wie sie Heinrich beabsichtigte.

Pauline hatte allerdings das Schloß verlassen wollen und Alfred hatte sie daran verhindert. Allein der letztere überredete sich, daß es von ihrer Seite nur ein momentanes Stelldichlein gegolten habe, daß sie jedoch gar nicht an ernstere Schritte dachte, deren Beplanung Heinrich ganz allein zur Last fiel. Wollte dieser das Mädchen dann auch, wie die getroffenen Anstalten deutlich genug zeigten, wirklich zur

Flucht bereden, so verstand es sich von selbst (dachte Alfred), daß diese Ueberredungsversuche bei ihr ohne Erfolg blieben. Und daß Heinrich in diesem Falle fähig gewesen wäre, Gewalt anzuwenden, schien ihm gleichfalls undenkbar. In jedem Falle wär' es also bei dem bloßen Versuche geblieben; allein soweit durfte man auch diesen nicht gedeihen lassen. Nach alldem mußte Pauline — da sie ihres Ranges auf so unbegreifliche Weise vergessen können — allerdings schuldig sein; aber er konnte sie nicht in dem Grade für schuldig halten, als sie es wirklich war. Sein Stolz gab dies nicht zu, und so wurde dieser Stolz, welcher außerdem gerade Haß gegen Heinrich hätte erzeugen müssen, im Gegentheil die Ursache, daß Alfred, die Schuld viel zu gering anschlagent, die Freundschaft für jenen bewahrte.

Bemerkte nun Alfred auch zu seiner Verwunderung, daß Heinrich von Gefühlen beherrscht war, welche von Reue weit verschieden waren, so hatte er doch noch keine Ahnung von dessen Zustande. Er glaubte vielmehr, Heinrich kenne sein eignes Vergehen und die Schwere desselben noch nicht recht und daher hielt er's für angemessen, ihm dasselbe etwas mehr zu Gemüthe zu führen. Es lag ihm viel daran, den Vorfall vergessen zu machen. Die Eltern, welche er nicht davon unterrichtet glaubte, sollten womöglich nichts erfahren. Daß Pauline gern über Alles schweigen und den Freund vergessen werde, verstand sich seiner Meinung nach von selbst, und er hatte daher weiter nichts zu thun, als die ganze Angelegenheit mit Heinrich auszugleichen. Dies sollte, wie gesagt, auf freundschaftliche Weise geschehn und indem er sich

hierzu entschloß, glaubte er der Freundschaft kein geringes Opfer zu bringen.

Heinrich war, wie er sah, offenbar in einer mehr als bloß ernstern oder traurigen Stimmung. Statt daher zu bereuen, trieb derselbe wohl gar seine Anmaßung so weit, sich ungerecht behandelt zu glauben. So begann ihm jener denn sein „Vergehen“ durch Gründe und auf eindringliche Weise klar zu machen. Er spielte deutlich auf den Unterschied des Standes an — wie sehr sich Heinrich in seinen Wünschen verstiegen und wie ungeheuer er geirrt habe, wenn er wähnen konnte, in der That die Gräfin seine ausschweifenden Pläne gutheißen zu sehn.

Jetzt gewann Heinrich endlich die Sprache wieder. Aber seine Stimme hatte einen Ausdruck, daß Alfred unwillkürlich einen Schritt zurückwich, als jener zu reden begann.

„Du schmähest deine Schwester,“ sagte Heinrich, „während du sie mit Gründen vertheidigst, die eine zum wenigsten sehr unadelige Gesinnung verrathen, eine unedle gewiß. Du hältst sie keiner ernstern Neigung zu mir, nur eines gemeinen Scherzes für fähig. Sie konnte nie so unedel denken. Nimm die Versicherung, daß sie auf's vollkommenste mit mir übereinstimmte. Leider hat sie einen Bruder, dessen größtes Talent sich im Spioniren äußert“ —

Alfred unterbrach Heinrich, denn er fürchtete dessen Heftigkeit gesteigert zu sehn. Sein bloßer Anblick war geeignet, Grauen einzulösen. Der Graf hatte die letzten Aeußerungen nicht beachtet. Es lag ihm Alles daran, in gutem Vernehmen von Heinrich zu scheiden, wenn auch völlige

Versöhnung heute nicht möglich sein sollte. Er reichte dem Erbitterten die Hand.

„Laß uns Freunde bleiben,“ sagte er; „ich mag mich mit dir nicht entzweien, ich kann es nicht.“

Heinrich verschmähte die dargebotene Rechte. Er versank wieder in sein Schweigen. Jener verschwendete noch viele Worte und bat wiederholt um Versöhnung, während er nicht begriff, wie heftig es in Heinrich gährte und tobte.

Das Passendste wäre jedenfalls gewesen, wenn sich der Graf, in Erwartung einer günstigern Stunde, ruhig entfernt hätte. Indem er jedoch nun den Gegner vergebens zu besänftigen suchte, erwachte plötzlich in Heinrich wieder das volle zermalmende Bewußtsein, daß Alles verloren sei, und die heftigste Wuth ergriff ihn auf's Neue. Aber es war nicht die stumme Wuth von vorhin.

Er erhob sich von dem Stuhle, von welchem er sich bis jetzt nicht bewegt hatte, und überhäufte den andern mit Schmähworten.

Alfred hätte eher alles Andre, als einen solchen Ausbruch erwartet. Die Reihe war jetzt an ihm, vor Staunen zu verstummen. Endlich besann er sich. „Ich will dir Zeit gönnen, um dich zu sammeln und Fassung zu gewinnen,“ sagte er, während er sich anschickte, das Gemach zu verlassen.

„Nein!“ rief Heinrich, der seiner nicht Meister war, während er jenem in den Weg trat. „Nein, ich lasse den Mörder meines Lebensglückes nicht über diese Schwelle, ohne Genugthuung zu haben.“

„D, du bist außer dir, Freund,“ entgegnete Alfred, der sich vorgenommen hatte, seine Ruhe unter jeder Bedingung zu behaupten. „Du vergißt, daß es wohl an mir wäre, Genugthuung zu verlangen. Allein ich will heute gern auf jede weitere Erörterung verzichten. Laß uns jetzt scheiden, und ich will geduldig warten, bis du deine ruhige Besinnung wieder erlangt hast. Dann wollen wir die Sache zur Gnüge besprechen.“

„D ja! besprechen!“ entgegnete Heinrich, dessen Wildheit sich immer steigerte. „Alles denkt ihr Leute mit Besprechen abzumachen! Aber ich will Genugthuung und Rache — ich will diese nicht aufgeschoben wissen. Hier sind Waffen“ — setzte er hinzu, seine Pistolen aus der Tasche ziehend — „hier, wähle! Ich will keinen Aufschub, keine Ausflüchte, ich will sogleich Rache!“

Der Anblick der Waffen belehrte Alfred, daß Alles denn doch ernster gemeint sein mußte, als er sich gestehen wollte; doch dachte er jetzt daran nicht weiter. Es kam für den Augenblick nur darauf an, den wüthenden Gegner zu besänftigen. Der Graf bereute es nun, nicht (wie er erst beabsichtigt) einen Brief für Heinrich hier niedergelegt zu haben, denn er war in Verlegenheit, wie er sich aus dieser Affaire ziehen sollte.

„Ich will das nicht,“ sagte er, „heute nicht. Erwarte wenigstens den morgenden Tag. Du sollst bis dahin einsehen, wer von uns im Recht und wer im Unrecht ist. Du forderst Genugthuung von mir, während du meine Verzeihung erbitten solltest. Du weißt nicht, was du verlangst“ —

„Ich weiß es! ich verlange Rache — augenblickliche Rache. Dein Blut — oder das meine — soll diesen Durst löschen! Du entgehst mir nicht! ich sage dir, daß ich dich nicht von hier lasse, bis ich meinen Willen durchgesetzt habe — hier, nimm, du hast die Wahl.“

„Du irrst. Ich werde mich nicht mit dir schlagen. Heute gewiß nicht. Das Duell wäre ungleich, weil ich ruhig bin, während du außer dir bist — andrer Ungleichheiten nicht zu gedenken. — Uebrigens will ich überhaupt nicht. Erwinnere dich an Alles, was ich dir sagte und daß ich Alles verzeihen will, sogar deine jetzige Hefigkeit, die dem Freunde, dem schwerbeleidigten, nach dem Leben trachtet. Ueberleg' dir Alles und lebhohl.“

„Ich wiederhole, du sollst mir nicht entgehen,“ entgegnete Heinrich. „Vergebens suchst du deine Feigheit durch tausend elende Ausflüchte zu bemänteln. Sie kümmern mich nicht. Du bist mein Todfeind geworden, und wenn du mir nicht stehst, schieß' ich dich nieder, elender Mensch!“

Alfred wollte die Schmähungen des Wahnsinnigen nicht hören. Mit einer raschen Wendung erreichte er die Thür und eilte hinaus, um sich sogleich nach Waldrode zurückzubegeben. Heinrich folgte ihm jedoch sofort und holte den Eilenden an der Stelle ein, wo der Weg durchs Gehölz nach dem Dorfe hinüberführte. Er hatte wenig von Allem gehört, was jener gesprochen hatte. Von Alfreds letzten Aeußerungen hatte er nur die Worte: „andrer Ungleichheiten nicht zu gedenken,“ aufgefaßt, die ihm eine Anspielung des Grafen auf den bürgerlichen Stand seines Gegners schienen.

Er bot nun Alles auf, um den kaltblütigen Alfred zu reizen, und endlich gelang es ihm den Grafen aufs Aeußerste zu treiben, den er wiederholt niederzuschießen drohte, wenn er sich nicht vertheidigen wollte.

„Hier ist nur ein Mord möglich, kein Zweikampf,“ sagte Alfred, indem er eine von den Pistolen nahm; „aber du willst es so haben, so trag' auch die Schuld!“

Beide standen in dem engen Waldwege einander gegenüber.

„Wir müssen zugleich schießen,“ sagte Alfred. „Es ist niemand hier, der uns ein Zeichen geben könnte“ —

„Schieß zuerst!“ rief Heinrich. „Ich bestehe darauf. Wir brauchen keinen Zeugen. Schieß, ich bin bereit.“

Alfred zielte zum Schein und jagte im nächsten Augenblick die Kugel seitwärts ins Gebüsch. Unmittelbar darauf schoß auch Heinrich und der Graf sank zu Boden.

Jetzt gewann Heinrich plötzlich seine ruhige Besinnung wieder. Seine unnatürliche Wuth war verschwunden, und andere, sehr verschiedenartige Empfindungen begannen sich in ihm zu regen.

„Alfred!“ sagte er, indem er sich zu dem Gefallenen niederbeugte. Allein dieser gab keine Antwort. Der Gedanke, er ist todt, drohte Heinrich die Besinnung aufs Neue zu rauben. Er fühlte sich völlig rathlos und unfähig etwas zu thun, während er neben dem Freunde auf dem feuchten Boden kniete.

Der Mond brach durch die zerrissenen Wolken und beleuchtete die Scene. Alfred bewegte sich nicht. Sein Gegner

war viel zu verstört, als daß er sich zu überzeugen vermocht hätte, ob jenen nur eine Ohnmacht oder der Todesschlaf befangen halte. Er glaubte ihn getödtet zu haben.

Einige Sekunden starrte er auf den Körper des Freundes hin. Dann raffte er sich empor, hob den Gefallenen auf und trug ihn nach dem Hause hin. Hier legte er ihn auf eine Bank, die sich außen neben der Thür befand.

Der Kutscher, der die beiden Schüsse vernommen, aber seinen Platz nicht verlassen hatte, schaute diesem Beginnen staunend zu.

„Leg' ihn in den Wagen und fahr' ihn nach Waldrode auf's Schloß — er ist todt!“ sagte Heinrich zu dem Kutscher, ohne daß er selbst sich klar bewußt gewesen wäre, was er sprach und that.

„Wie? Herr!“ — begann der Kutscher, welcher jetzt abgestiegen war.

„Ich brauche dich nicht mehr!“ antwortete Heinrich nur noch, und eilte dann von dem Hause weg, ohne zu wissen, welchen Weg er einschlug.

Nur die Gestalt des Getödteten, wie sie im Mondschein vor ihm gelegen, schwebte ihm noch vor. Er hatte keinen andern Gedanken. Athemlos eilte er auf ungebahnten Wegen abwechselnd durch den Wald und über Wiesen. Er hatte kein Ziel; er lief, wie wenn er sich selbst entgehen wollte. Er trat aus dem Gehölz, als eben wieder eine düstre Wolke von der Mondscheibe wich — er sah sich dem Schlosse gegenüber und unmittelbar vor ihm breitete sich das Dorf aus. Augenblicklich wandte er sich ab und schlug einen andern Weg ein.

Dhne zu ruhen und rasten ging er weiter, die ganze Nacht hindurch. — — —

Der nächste Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, als Heinrich aus einem tiefen Schlaf erwachte. Er befand sich in demselben Zimmer in der Stadt, welches er während seines Aufenthalts in der Residenz bewohnt und das er gestern verlassen hatte, um nie dahin zurückzukehren. Es wahrte lange, es' er sich auf Alles besinnen konnte, was er gethan und was mit ihm vorgegangen; wie er endlich unwillkürlich nach der Residenz zurückgelangt, und seine alte Wohnung aufgesucht hatte. Alles dies war in einem Zustande geschehn, ähnlich dem eines Nachtwandlers.

Die Aufregung war jetzt vorüber. Während er sich alles Geschehene vergegenwärtigte, empfand er einen Gleichmuth, welcher ihn ruhig den Folgen der letzten Ereignisse entgegensehen ließ. Seine Apathie war so groß, daß er sich nicht einmal darüber wunderte, als niemand erschien, um ihn zur Verantwortung zu ziehn. Es war, als wolle man stillschweigend seinen eigenen Wunsch erfüllen, den, alles Vergangene mit völliger Vergessenheit zu begraben. Niemand kam zu ihm, niemand fragte nach ihm, und ihn selbst kümmerte nichts mehr auf der Welt.

Es vergingen viele Tage und er verließ seine Wohnung nicht ein einzigmal. Die dienenden Personen im Hause fanden ihn stets schweigend und hatten auch keine Mittheilungen für ihn.

Viertes Kapitel.

Es ist wohl natürlich, daß eine Stimmung, gleich der, in welche Heinrich in der letzten Zeit gerathen war, bei einem jugendlichen kräftigen Geist und Körper von keiner langen Dauer sein konnte. Nach und nach begann er Alles genau zu erwägen, was er unternommen und was ihm mißlungen war. Er begann einzusehn, daß er nicht müßig bleiben dürfe, daß von seiner Seite irgend etwas Neues unternommen werden müsse. Was Paulinen anlangte, so gab er sich, wiewohl im Grunde ohne allen Erfolg, viel Mühe, sie und seine Neigung zu ihr gänzlich zu vergessen. Denn wenn er das Vorgefallene erwog, mußte er sich gestehn, daß er da keine Hoffnungen ferner hegen dürfte; und in der Ueberzeugung, daß er für immer auf sie verzichten mußte, ihrer zu gedenken, war ihm zu niederschlagend.

So heilsam in den ersten Tagen die Einsamkeit für ihn gewesen sein mochte, so war sie später seinem Zustande doch nicht günstig. Er fühlte dies selbst, und da er's noch nicht

über sich gewinnen konnte, jemand aufzusuchen, so erschien ihm Wolf, welcher sich endlich bei ihm einfand, doppelt willkommen.

„Nun schmied' einer noch Pläne!“ sagte der Amerikaner. „Man sieht, was unsre Voraussicht werth ist. Nehmen Sie mir's nicht übel, Heinrich, Sie haben einen verteuftelt dummen Streich gemacht! — Nun, machen Sie sich keine Gedanken darüber, daß ich die Geschichte kenne; ich bin nur einer von den wenigen Unterrichteten. Die Sache ist keineswegs Stadtgespräch und die gräfliche Familie wird es sich, denk' ich, am ersten angelegen sein lassen, daß Alles so geheim wie möglich bleibt.“

„Also nicht allgemein bekannt?“

„Ganz und gar nicht, nur unter wenigen Eingeweihten,“ sagte Wolf und Heinrich hörte diese Versicherung sehr gern.

„Ich höre,“ fuhr jener fort, „daß Sie seit dem Schwabenstreiche das Haus nicht verlassen haben, — das taugt nichts, pfui Henker! Sie sehen schon aus wie eine Kellerpflanze, man sieht, daß Ihnen die Himmelsluft fehlt“ —

„Und wissen Sie nichts Näheres über den Zustand auf Schloß Walbrode?“

„Dort scheint wenig verändert zu sein. Der junge Graf, der, wie man mir sagte, von Ihnen eine Pistolenkugel in die Schulter bekommen und der an dem bewußten Abend ohnmächtig ins Schloß getragen wurde, ist ziemlich wieder hergestellt und vermag schon das Zimmer zu verlassen“ —

„Gott sei Dank!“ sagte Heinrich. „Ich glaubte anfangs, ihn getödtet zu haben, und schöpfte erst neue Hoffnung, als jede Nachricht ausblieb. Im schlimmsten Falle würde man mich mit der Schreckenskunde gewiß nicht verschont haben.“

„Ja, so hütet man oft ein Geheimniß vor aller Welt, und plötzlich ist es doch Allen verrathen. Ich hätte nimmer gedacht, daß die junge Gräfin Ihre Begleiterin sein sollte. Diese wird nun wohl bald nolens volens einen stattlichen Junker, den Baron Ollersdorf, heirathen müssen, den Sie vermuthlich kennen. Die Angelegenheit wird beschleunigt werden, um jedem neuen Attentate vorzubeugen. Ist die Gräfin erst in Kurland, so hat's gute Wege, denkt man.“

Wolf wußte nicht, wie sehr durch seine Worte Liebe und Schmerz im Innern des Zuhörers geweckt wurden. „Was denken Sie nun vorzunehmen?“ fragte er denselben.

„Daran hab' ich bis diesen Augenblick kaum gedacht.“

„Desto schlimmer. Wozu haben Sie sich nun all die Mühe gegeben — wozu hab' ich meine schönen Empfehlungen geschrieben?“

„Ich weiß, wer den Schaden hat muß auch den Spott noch ertragen“ — sagte Heinrich. „Doch lassen Sie's gut sein, Wolf! Ihre Empfehlungen und meine Anstalten sollen doch nicht vergebens gewesen sein. Ich denke, das Beste ist für mich, wenn ich nun allein auswandere. Ich kann jede Stunde fort, — habe nichts mehr zu thun, nichts zu hoffen oder zu versäumen hier.“

„Das ist doch ein Gedanke! Ich glaube selbst, daß eine Reise jetzt das Beste für Sie sein würde. Sie werden, offen gestanden, hier doch nichts Gescheidtes mehr vorzunehmen wissen. Also fort, und am liebsten gleich morgen früh. Wie haben Sie's nur hier so lang' aushalten können! Hat Sie der heitere Himmel nie hinausgelockt? Pfui, wer wird sich so beugen lassen! Folgen Sie meinem Rathe und machen Sie diese Stunde noch einen tüchtigen Spaziergang ins Feld. Das wird Ihre Lust zur Auswanderung erhöhen und Sie werden leichten Herzens dieses gute Land verlassen können. Wann wollen Sie abreisen?“

„Auf keinen Fall übereilt. Ich fühle mich jetzt ruhig genug, um Alles mit Muße thun zu können. Bis Morgen werden Sie mich gewiß noch hier finden und auch noch einige Tage länger“ — sagte Heinrich, während er sich zum Ausgehen anschickte.

„Hoffentlich ist's Ihnen überhaupt Ernst damit,“ entgegnete Wolf. „Ich möchte Hundert gegen Eins wetten, daß Ihr Herz Sie noch nicht fortläßt. Daß Sie nur nicht Lust bekommen, auch dem Baron eine Kugel ins Herz zu jagen — Nun, Adieu! die freie Luft wird Ihnen leichtere Gedanken machen.“

Heinrich war allein. Er hatte bis jetzt nichts wieder von Waldrode gehört und die günstige Nachricht hinsichtlich Alfreds hatte ihm nun eine Last von der Seele genommen. Zwar konnte er sich im Allgemeinen leicht vorstellen, was man dort von ihm denken und wie man gegen ihn gesinnt sein mochte; doch wie gern hätte er Näheres erfahren, zumal

da ihn die Nachricht, daß man auf eine baldige Verbindung Paulinens mit dem Baron denke, mit dem bittersten Unmuth erfüllte. Vergebens sann er auf ein Mittel, Paulinen eine Nachricht zukommen zu lassen. Es erfüllte ihn mit Besorgniß, daß nicht die leiseste Kunde von ihr an ihn gelangt war. Bewachte man sie so streng? und war ihre Neigung zu ihm so schwach, daß sie einen solchen Zustand zu ertragen vermochte?

Unter solchen Gedanken hatte Heinrich seine Wohnung verlassen. Während er durch die Straßen wanderte, fühlte er sich, wie ein lang' gefangen Gehaltener, dem endlich die freie Luft und Bewegung wieder gestattet wird. Bald hatte er die Thore der Stadt hinter sich und sog in vollen Zügen die balsamische reine Luft eines schönen Sommerabends ein. Er wählte keinen Pfad und folgte stets dem nächsten, der sich ihm eben darbot. So streifte er lange durch die Felder, bis ihn die untergehende Sonne an den Rückzug mahnte. Diesen begann er langsamern Schrittes anzutreten. Er kehrte nicht gern nach der Stadt zurück. Er sträubte sich dagegen, schon jetzt einen Entschluß fassen zu sollen, denn er fühlte das Bedürfniß, sich vor allen Dingen geistig und körperlich zu erholen, um Alles klar überdenken und sein Geschick wieder in eigner Hand haben zu können. Bis dahin mußten einige Tage vergehen.

Es dämmerte bereits stark, als er die äußersten Umgebungen der Stadt wieder erreichte. Hier gab es keine belebten Straßen, die Häuser standen nicht in gedrängten Reihen, sondern einzeln und von Gärten unterbrochen. Hier

und da saßen die Bewohner vor den Hausthüren, um die Abendkühle zu genießen. Alles hatte ein mehr ländliches als städtisches Ansehn.

Heinrich ging sehr langsam durch eine dieser stillen Straßen, als im Erdgeschoß eines kleinen aber hübschen Hauses, im Augenblick als er sich vor demselben befand, hastig ein Fenster geöffnet wurde.

„Das ist herrlich — Sie kommen mir erwünscht — Bitte, treten Sie ein wenig bei mir ein.“

Es war Elisabeth. Heinrich wußte kaum, ob er sich ärgern oder vielmehr darüber lachen sollte, daß ihn sein Geschick gerade sie hier finden ließ. Er war sonst keinem seiner Bekannten begegnet, nur Elisabeth schien ihm nicht entgehn zu dürfen. Er wollte mit dem Wunsche eines guten Abends vorübergehn; allein dies gab Elisabeth nicht zu.

„Sie irren sich diesmal ganz gewiß in mir,“ sagte sie; „ich habe keine andre Absicht als die, Ihnen zu beweisen, daß ich Sie keineswegs mehr lieb habe. Weiter will ich nichts.“

„Gut,“ sagte Heinrich. „Ich weiß das nun und kann gehn.“

„Nicht doch, ich will mit Ihnen sprechen. Nicht bloß von mir. Ich habe Ihnen noch mancherlei in Bezug auf Waldrobe zu sagen.“

Die bloße Möglichkeit, Nachrichten von dort zu erhalten, reichte schon hin, um Heinrich zu fesseln. Zwar vermuthete er, Elisabeth benutze diese Aussicht nur als Köder für ihn; allein er trat dennoch ein.“

Elisabeth empfing ihn im Vorhause, nach welchem unmittelbar die Thür ihrer Wohnung öffnete. Mit welchem bescheidenem Raume begnügte sie sich jetzt, die noch vor wenig Wochen einen Palast bewohnt hatte. Auch das Gemach selbst, welches Heinrich nun betrat, war äußerst einfach ausgestattet. Die Bewohnerin zeigte sich ebenfalls in zwar nettem, aber doch sehr schlichtem und bescheidenem Aufzuge. Zwar schien sie ein wenig angegriffen, war aber im Ganzen noch immer die aufgeräumte und schöne Miß Elisabeth.

„Sie wundern sich über meine Einschränkung?“ sagte sie, indem sie Heinrich zum Sitzen einlud und dabei vertraulich ihren schönen Arm um seine Schulter legte. „Nun ja, der Glanz ist für den Augenblick erloschen, aber ganz gewiß nicht auf lange Zeit. Da Sie mich nicht lieben, so wird es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen die mißlichen Umstände näher bezeichne, in die ich gerathen bin; und da auch ich Sie nicht mehr liebe, sondern sogar hasse, so können Sie selbst beurtheilen, wie frei und erhaben ich mich über äußere Verhältnisse fühle, wenn ich kein Bedenken dabei finde, Ihnen zu gestehn, daß ich in beschränkten Verhältnissen bin. Auch Ihnen ist es nicht nach Wunsch gegangen und wir haben also treffliche Gelegenheit, uns wechselseitig zu ärgern.“

„Sie wollen originell erscheinen,“ sagte Heinrich lächelnd. „Aber sprechen Sie nur, ich höre gern zu, da ich eben nichts zu thun und zu denken habe. Erzählen Sie mir, welcher Zufall Sie aus dem Palast in dieses bescheidene Häuschen geworfen hat. Es sieht bescheiden und anspruchlos

aus, wie ein Tempel der Tugend. Sie wollen sich doch wohl nicht bekehren?"

„Ich wohne hier bei Freundinnen,“ sagte Elisabeth. „Diese sind Ihnen nicht unbekannt: ein Paar bejahrte Damen, in deren Gesellschaft Sie mich in Waldrode sahen. Sie bewohnen dies Haus, welches ihnen gehört, mit mir, der Sie eine Freistätte darin gegeben haben. Es sind zwei würdige Frauen, die nur selten ihre Wohnung verlassen und sich des Gebets und frommen Wandels befleißigen. Ich war so glücklich, mit ihre Freundschaft zu erwerben, und da sie an mir verschiedene fromme Regungen bemerkten, so priesen sie das Mißgeschick, welches mich traf, als eine Gnade des Himmels, und nahmen mich gern hier auf, um das Werk des Heils durch fromme Zusprache und gemeinsame Andacht an mir vollenden zu können.“

„Ich verstehe,“ sagte Heinrich. „In der Bedrängniß benutzten Sie die Betschwestern als Rettungsanker. Sie erwarten in diesem langweiligen Hafen nur günstigen Wind, um wieder auf die hohe See zu gehen.“

„Freilich. Die beiden Alten, die jetzt über uns mit Beten oder Lästerung, beides schwimmt bei Ihnen in eins, beschäftigt sein mögen, ahnen jedoch nicht, daß ich mich nur verstelle. Ich hoffe, ihrer bald nicht mehr zu bedürfen.“

„Und wie kam es, daß Sie so schnell fremder Hilfe bedurften?“

„Fremder Hilfe — das ist im Grunde kein passender Ausdruck. Ich weiß mir stets zu helfen. Nun, Sie wis-

sen, daß mich ein Freund verließ, und leider war dieser gerade der einzige, auf den ich mich zu jener Zeit verlassen hatte. Anderweite Quellen versiegten gleichzeitig durch die Undankbarkeit gewisser Personen, denen ich wichtige Dienste geleistet hatte — ich war von Schulden belastet und sah mich plötzlich genöthigt, aller Pracht Lebewohl zu sagen. Es ist wahr, meine Unvorsichtigkeit trug die meiste Schuld; denn ich hätte mir andere Quellen eröffnen sollen und können, bevor die alten aufhörten zu fließen. Allein das Geschick wollte mir nun einmal einen Streich spielen und so sah ich mich genöthigt, einstweilen mit der Lage zufriedener zu sein, in der Sie mich jetzt finden. Wie gesagt, das wird nicht lange währen.“

„Ich habe wohl von den wichtigen Diensten sprechen hören, deren Sie jetzt erwähnten. Elisabeth, standen Sie im Solde des Justizministers unmittelbar, oder halfen Sie nur einem Hauptspion — wie?“

„Ach, Sie irren sich. Das war nur ein dummes Gerücht. Meine wichtigen Dienste waren ganz anderer Art und hatten mit dergleichen gar nichts gemein.“

„Gut, Sie wissen sich zu verstellen. Sie haben sich absichtlich zurückgezogen und die Maske der Dürftigkeit angenommen, um jenes Geschäft desto sicherer und ohne Verdacht zu erregen, wieder beginnen zu können. Mir kann daran nichts liegen. Aber erzählen Sie weiter, Ihre Geschichte ist stets erbaulich.“

„Glauben Sie davon, was Sie wollen, Heinrich. Uebrigens bin ich mit mir fertig und wir können nun das

zweite Kapitel unsers Gesprächs beginnen, welches uns Beide, hauptsächlich aber Sie angeht."

Man pöchte an die Thür und eine der beiden Alten erschien, welche staunend einen jungen männlichen Gast hier erblickte. Sie war indeß bald beschwichtigt, als sie den Herrn aus Waldrode in ihm erkannte und von Elisabeth den Zweck seines Besuchs vernahm.

„Er ist untröstlich,“ sagte die Miß, „und kann sich die traurigen Ereignisse, welche er aus Leichtsinne veranlaßte, nicht mehr aus dem Sinne schlagen. Ich hoffe, sein Herz der Gnade zugänglich machen zu können. Bitte, lassen Sie uns jetzt allein, und wenn mirs gelingt, ihn in die rechte Stimmung zu bringen, so soll er an unsrer Abendandacht Theil nehmen, wosfern Sie nichts dagegen haben.“

„Gott gebe seinen Segen,“ sagte das alte Weib. „Sie haben sich schwer versündigt, junger Mann. Bereuen Sie, beten Sie — ich wünsche Ihnen alles Heil dazu.“

Sie entfernte sich und Elisabeth fragte den Gast, ob er Lust habe, sich bei der Andacht zu betheiligen.

„Vielleicht,“ sagte Heinrich. „Doch Sie wollten von Waldrode sprechen. Ich bin begierig, was Sie mir davon zu sagen haben werden.“

„Wenig, was Sie nicht schon wußten, aber Alles mit neuen Glossen. Sehen Sie, ich bin jetzt in mißlicher Lage, es ist wahr, obwohl Sie meinen Worten nicht glauben; es ist wahr, daß ich vergessen, vernachlässigt, mit Undank belohnt bin von denen, welchen ich nützlich war. Man hat mich gebraucht und dann hat man das unnütze Werkzeug

verachtet. Jetzt habe ich weiter keine Beschäftigung, als auf Rache zu denken, auf Rache gegen alle, die sich an mir vergangen haben, und unter diese gehören besonders auch Sie, Heinrich. Freilich auf ganz andre Weise, denn alle Uebrigen. Sie liebte ich und Sie haben mich verachtet. An Ihnen muß ich mich daher auch auf weit raffinirtere Weise rächen, als an den Andern. Ich räche mich nicht durch einen Schlag, welcher schnell tödtet, wie er schnell trifft, oder den man verschmerzen kann. Nein, meine Rache darf sich nicht auf einen Augenblick beschränken, sie muß Dauer haben und nachhaltig sein, für mich sowohl, der sie Genuß bereitet, als für jene, welche von ihr getroffen werden. Das Geschick will nun, daß wir für jetzt beinahe Leidensgefährten sind, allein das kümmert mich wenig; mein Leid ist zu ertragen, ich weiß mich darüber zu erheben; aber das Ihre ist weit herberer Art und wird Sie lange quälen. Und wenn Ihnen die Zeit eine Wunde heilt, so werd ich Mittel finden, Ihnen eine neue zu schlagen. Sehen Sie, Heinrich, das ist so meine Weise. Sie sind schuld; denn Sie haben meine Liebe verachtet — eine Liebe, wie ich sie bis dahin noch nicht empfunden hatte. Sie ist nun für immer im Rachegefühl untergegangen. Aber glauben Sie nicht, daß es mit meiner Rache wenig auf sich habe, weil ich ruhig mit Ihnen spreche und sogar scherzen kann. Auch das ist meine Weise. Je lustiger ich scheine, um so ärger mein ich es. Sie haben mich dahin gebracht, das muß ich Ihnen immer wiederholen, und daher müssen Sie auch die Folgen empfinden.“

„Sie machen mich in der That neugierig,“ entgegnete

Heinrich lächelnd. „Was Sie sagen klingt unheimlich und beinah schauerlich, wie die Einleitung zu einem haarsträubenden Romane. Lassen Sie schnell hören, ich bitte Sie. Es ist der Einleitung genug — kommen Sie zur Sache selbst.“

„Ich bin ja nicht Willens, Ihnen zu sagen, wie ich mich rächen werde, sondern wie ich mich gerächt habe. Und das soll stets so sein, damit Sie dem Unheil nicht vorbeugen können. Ich habe Ihnen keineswegs eine schauerliche Neuigkeit mitzutheilen, sondern will Sie nur an das erinnern, was bereits geschehn ist und was Sie wissen. Wir sind, wie ich sagte, gleichsam Leidensgefährten, nämlich durch den Baron, der uns Beide kränkte, Sie, indem er Ihnen in den Weg trat, mich, indem er mit aus dem Wege ging. Sie glaubten ihn zu betrügen und wähten sich nah am Ziele, wo Sie alles Leids überhoben sein würden. Sie erinnern sich, wie Sie in Waldrode mich kalt, fast höhnisch behandelten, weil Sie im Stillen triumphirten, weil Sie glaubten, meiner bald los zu sein und fern vom Kampfplaz im Fäustchen zu lachen, allen Andern zum Trog. Sie Armer! Sie ahnten damals nicht, daß ich im Stillen schon weit sicherer triumphirte, denn ich kannte Ihren Plan und hielt bereits die Scheere in sicherer Hand, um den künstlich gesponnenen Faden zu durchschneiden — gerade in dem Augenblicke, wo er Sie aus dem Labyrinth führen sollte.“ —

„Sie kannten meinen Plan?“

„Ja, guter Heinrich! Ich war von Allem ziemlich so genau unterrichtet wie Sie selbst, und wo meinen Daten etwa der Zusammenhang fehlte, da wußte ich so geschickt

und sicher zu combiniren, daß ich keiner Aushilfe weiter bedurfte. Wie gesagt, ich wußte Alles.“

„Und können Sie mir nicht sagen, auf welche Weise Sie hinter Alles gekommen waren? Ich stelle diese Frage wirklich aus bloßer Neugier, denn ich begreife die Möglichkeit nicht, wie“ —

„Das glaub ich Ihnen wohl! Allein meine Quellen und Mittel mag ich Ihnen nicht verrathen. Ich kann dieselben vielleicht noch für künftige Fälle nützen, folglich muß ich verschwiegen sein.“

„Und was thaten Sie?“

„Ich ließ die Sache so weit wie möglich gedeihen. War ich zu zeitig eingeschritten, zu einer Stunde, wo Sie selbst noch nicht ganz fest ans Gelingen glaubten, dann hätt' ich Sie auch weniger gekränkt; um zufrieden zu sein, muß ich Ihnen den Bermuthbecher so voll und bitter als möglich geben.“

„Sie verpflichten mich immer mehr. Ja, Sie fangen an, mir interessant zu werden — Sie lehren mich einen Charakter kennen.“

„So wie nun der rechte Zeitpunkt gekommen war, entwarf ich zwei Briefchen, die ich übrigens nicht mit meinem Namen unterzeichnet habe. Das eine sandte ich an den jungen Grafen und das andre, welches einige Stunden später abgegeben ward, an den Vater. Ich machte die Herren darauf aufmerksam, was vorgehen sollte, und der Erfolg ist Ihnen wohlbekannt. Das ist ein vorläufiges Probestückchen meiner Rache gewesen.“

„Ich danke Ihnen dafür.“

„Armer Mann! Sie danken mir dafür! Ihre Bitterkeit versteht es schlecht, sich passend zu maskiren.“

„Sie mißverstehen mich. Ich danke Ihnen nur für die soeben gemachten Mittheilungen. Sie haben mir dadurch das Herz sehr erleichtert, denn ich sehe daraus doch, daß niemand, von dem ich dies nicht wünschen konnte, der Verräther war.“

„Nun, Freund, Sie wissen ja nicht, wer meine Gehilfen waren, die ich doch jedenfalls haben mußte, das sehen Sie ein. Aber für die Zukunft will ich Ihren Wink nützen: — Sie sollen sich von Leuten gekränkt sehen, die Sie lieben. Ich will mir Mühe geben, dies zu bewerkstelligen.“

„Und ich werde mir nicht einmal die Mühe geben, Ihnen aus dem Wege zu gehen; ich fürchte Sie nicht. Sie machen sich in der That viel zu schaffen mit einem Manne, der sich um Sie nicht kümmert, Elisabeth. Sie könnten Ihre Mühe für Sie selbst fruchtbarer machen bei Andern. Bei mir ärrnten Sie doch nichts als Verachtung, wenn ich Ihrer überhaupt denken werde.“

„Ich ärrnte die süße Frucht der Rache und bin sicher, daß Sie meiner noch oft genug denken werden. Ich fühle mich belohnt genug, wenn ich mein Werk gelungen sehe.“

„Wohl, ich gönne Ihnen auch diesen Lohn.“

„Ich glaub es Ihnen, weil die Sache für diesmal vorüber ist. Ich erinnere Sie jedoch, meiner auch bei Aergernissen zu denken, welche Ihnen die nächste Zukunft schon

bringen kann. Ich sagte Ihnen ja, daß ich mich nicht mit einer momentanen Rache begnügen kann, ich verlange dauernden Genuß, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich ihn mir werde zu bereiten wissen.“

Heinrich verachtete ihre Drohungen, und was das Geschehene betraf, so hatte er jetzt bereits zu viel Fassung gewonnen, als daß ihm Elisabeths Eröffnungen noch besonders schmerzlich hätten sein können. Neue Pläne hatte er noch nicht gefaßt und er hatte nicht zu fürchten, daß er sich in Zukunft werde Verräthern bloßstellen müssen.

Inzwischen ließ Elisabeth nicht ab in ihren Versuchen, ihn zu quälen, zu ärgern und ihm deutlich zu machen, daß sie sein Geschick in ihrer Hand habe. Sie probirte alle Waffen gegen ihn, die ihr zu Gebote standen, Spott, höhnischen Wiß und alles dem Aehnliche. Sie konnte nicht glauben, daß er gegen dergleichen völlig unempfindlich sein könne und sie wandte, als sie seine scheinbare Ruhe bemerkte, tausend Manöver an, um ihren Worten möglichste Schärfe zu geben. Sie begann harmlose Bemerkungen zu machen, scherzte und suchte ihn in heitere Stimmung zu versetzen, um dann plötzlich ihren vergifteten Pfeil um so wirksamer in sein Gemüth zu senden. Und bei alldem gab sie sich Mühe, seinen Abschied zu verzögern, nicht bloß in der Absicht, um ihn länger peinigern zu können, sondern weil ihr seine Gegenwart auch in andrer Hinsicht noch angenehm war. Ihr verwildertes Gemüth vermochte für den Gegenstand, den sie jetzt zu quälen bemüht war, noch eine gewisse Neigung zu empfinden, und dies war der Grund, daß sie keinen

Augenblick abließ, die kleinen Künste ihrer Koketterie in Bewegung zu setzen. Wo sie nicht mehr Liebe zu erregen mußte, warf sie ihr Netz aus, um wenigstens die Lüsterheit zu gewinnen. Ihr Egoismus kannte hier keine Gränzen und ihr sehnlichster Wunsch war: in jeder Hinsicht, nicht bloß durch ihre gelungene Rache, über jenen zu triumphiren. Ihr Glaube an Heinrichs vermeintliche Unerfahrenheit verstärkte sie noch in diesem Plane und um ihr Ziel sicher zu erreichen, ließ sie allmählig ab, ihn mit höhnnenden und kränkelnden Bemerkungen zu reizen. Sie wollte ihn alles dies für den Augenblick vergessen machen, sie wollte ihn dahin bringen, daß er von ihren Reizen bezwungen werde, um ihn dann plötzlich, wie sie meinte, mit doppelter Schmach beladen zu entlassen.

Heinrich durchschaute sie jedoch vollkommen. Er ließ sie getrost eine Zeitlang manövriren, bis er überzeugt sein konnte, daß sie selbst sehnlich nach dem Ende der Scene verlangte.

„Sie haben mit all Ihrer Mühe doch nur Verachtung erworben. Ich scheide mit dieser Versicherung und in der Ueberzeugung, daß in diesem Augenblicke die Rache mein ist, obwohl mir gar nichts daran gelegen. Sie werden sich jetzt mindestens eine Stunde länger ärgern müssen, als ich an Sie denke. Adieu, Elisabeth.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und überließ die Getäuschte ihren sicherlich nicht erquicklichen Betrachtungen.

Unterwegs konnte er indeß selbst nicht umhin, Betrachtungen über Elisabeths Verrath anzustellen, welcher ihm

Stoff genug zum Nachdenken bot. Gar gern hätte er gewußt, woher sie ihre Kunden geschöpft hatte. Außer Wolf und Watkins hatte er bis zum letzten Augenblicke niemand von seiner beabsichtigten Reise etwas gesagt. Selbst der Kutscher war erst am letzten Tage gemiethet worden. Die Personen, welche ihm den Paß ausgestellt hatten, waren die einzigen, die mehrere Tage vorher um seine Reise wußten; aber diese Leute kannten ihn so wenig als er sie, und überdies hatte er den Reisepaß nicht persönlich, sondern durch Wolfs Vermittlung erhalten. Welcher Art der Zusammenhang nun auch sein mochte, er sah deutlich, daß er von Verräthern umgeben sein müsse und daß dazu gerade solche Personen gehörten, denen er das meiste Vertrauen geschenkt hatte. Ob er nun auch geneigt war allen zu mißtrauen, so sträubte sich sein Gefühl gegen dies Mißtrauen doch wenigstens in Bezug auf einen, auf Watkins nämlich. Auch Wolf mochte er nur ungern beargwöhnen, wiewohl ihn sein Gedächtniß an manche Fälle erinnerte, welche diesen Argwohn unterstützen konnten. War es doch, nach seinem eigenen Geständniß, Wolf gewesen, durch dessen Vermittelung auf irgend eine Art Elisabeth von seinem Vertrag mit Watkins Kunde erhalten hatte.

Wäre ihm überhaupt daran noch ein Zweifel geblieben, so glaubte er sich doch von heut an fest überzeugt, daß das Gerücht nicht gelogen hatte, welches Elisabeth die Geschäfte eines Spions zuschrieb.

Jedenfalls durfte er in Zukunft bei Allem, was er unternehmen mochte, sich nicht mit gewöhnlicher Vorsicht be-

gnügen, mußte vielmehr all seinen Umgebungen ohne Ausnahme mißtrauen und sich einzig auf sich allein verlassen.

Als er in seiner Wohnung angekommen war, fand er einen Brief von Watkins, der ganz so lautete, wie er es erwarten konnte.

„— Ich bin,“ schrieb derselbe unter Anderm, „von Allem was geschehn ist, wie Sie sich denken können, unterrichtet, und Sie dürfen sich daher jede eigne Schilderung ersparen, obwohl mir eine solche von Ihnen angenehm sein würde. Daß Sie mir in der betreffenden Sache kein Vertrauen schenken mochten und sich Mühe gaben, vor mir alles darauf Bezügliche zu verbergen, war sehr natürlich. Auch würde ich Ihnen ganz davon abgerathen haben. Sie glauben sich selbst berechtigt, gegen mich zurückhaltend zu sein, Sie wollen damit Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich verzeihe Ihnen Ihren Irrthum, weil Sie denselben gegenwärtig nicht begreifen können. Trotzdem aber bin ich überzeugt, daß Sie es gut mit mir meinen und daß Sie dieselbe Ueberzeugung von mir hegen. Dies ist allein schon ein werthvoller Umstand und Grund genug für uns, einander nicht im Stich zu lassen. Ich bin nun jetzt durchaus nicht unterrichtet, was Sie ferner beabsichtigen; vielleicht beabsichtigen Sie überhaupt noch gar nichts. Geben Sie mir doch darüber eine Andeutung. Fühlen Sie sich geneigt, den alten Vertrag in derselben Weise wieder einzugehn? Mir würde das sehr lieb sein. Heut zu Tage muß man der Gegenwart angehören, um die Zukunft gehörig vorbereiten zu können. — Wir wollen daher der Vergangenheit

nicht weiter gedenken und geschehn sein lassen, was einmal geschehn ist, außer Sie müßten aus eigner Antriebe darauf zurückkommen wollen. In diesem Falle bin ich gern erbdtig, Ihnen mit meinem Rathe und Troste zu dienen, so gut ich es vermag. Zunächst antworten Sie mir umgehend auf die oben gestellte Frage. Melden Sie mir bestimmt, ob Sie unter jetzigen Umständen in Deutschland und an Ihrem derzeitigen Aufenthaltsorte bleiben wollen, oder ob Sie noch ernstlich Willens sind, Europa zu verlassen. Mir liegt an bestimmter Beantwortung dieser Frage sehr viel." —

Heinrich empfand allerdings, wie früher so jetzt, ein ungemessenes Vertrauen zu dem Schreiber dieses Briefes. Aber er durfte dem Zuge seines Herzens hier nicht allein mehr folgen und dem kalten Verstande mußte eine Stimme eingeräumt werden. Alles, was er über sich selbst zu sagen hatte, mußte er daher von nun an weit genauer erwägen, als es bis dahin geschehen war. Uebrigens sah er sich für diesmal im Stande, ziemlich offenherzig zu sein, da er ja wirklich noch nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte. Er schrieb Watkins daher, daß er den Vertrag für den Augenblick gern als erneuert betrachten wolle, obwohl es möglich sei, daß er die beabsichtigte Reise dennoch bald antreten werde. Er schilderte seinen Gemüthszustand, der ihn noch zu keinem Entschlusse habe kommen lassen. Ausdrücklich berichtete er auch Elisabeths Eröffnungen, und daß sie sich ihm als Verrätherin bekannt hätte; er meldete deren jetzigen Zustand und daß sie, wenigstens vorgeblich, nichts mehr mit den bewußten geheimen Geschäften zu thun habe. Außer-

dem beschrieb er ausführlich sein ganzes Unternehmen und wie dasselbe mißlungen. Absichtlich schilderte er dabei seinen Schmerz um das Verlorene mit den lebendigsten Farben, und bemühte sich, recht deutlich hervortreten zu lassen, daß er wirklich Alles für verloren halte.

Noch am nämlichen Abend hatte er diesen Brief geschrieben. Es war jetzt spät in der Nacht, er hatte sein Licht gelöscht und schaute noch hinaus durchs Fenster in die herrliche Mondnacht.

Er war sich des Grundes selbst nicht genau bewußt, warum er Watkins von seiner völligen Entsagung zu überzeugen suchte. Er hatte jene Stelle gleichsam instinktmäßig niedergeschrieben, als wolle er damit neuen Hindernissen vorbeugen, während er selber noch auf ein glückliches Erreichen des Zieles hoffte.

„Und ist denn nicht wirklich Alles verloren?“ sagte er zu sich selbst, während er hinaus in die stille laue Nacht schaute; — „bin ich nicht ein Thor, noch zu hoffen, was nun doch unerreichbar bleibt?“

Aber es war doch so — in seinem Innern lebte noch immer die Hoffnung.

Fünfter Abschnitt.



Erstes Kapitel.

„Wilhelm,“ — sagte die junge Gräfin zu dem Burschen, der beschäftigt war, die Wege des Schloßgartens mit gelbem Sand zu bestreuen.

Der Angeredete hielt inne mit seiner Arbeit, wandte sich um nach der Laube, in deren Nähe er stand und erwiderte, eines Befehles gewärtig: „Gnädige Gräfin?“

„Wilhelm, — doch setze nur deine Arbeit ruhig fort, während ich mit dir rede, — du erzähltest, als du bei uns in Dienst kamst, von einem Herrn, der Euch in eurer Wohnung besucht und unterstützt hatte. Wirst du ihn noch kennen, wenn du ihn wiedersehst?“

„O, unter Tausend!“ erwiderte Wilhelm. „Der brave Mann hieß Herr Berg, wie mir unser Richter gesagt hat. Weiter konnt' ich nichts von ihm erfahren und das that mir recht leid. Er hatte uns wöchentlich einen Thaler versprochen. Dann schickte er uns auf einmal dreißig, mit der Nachricht, daß er weit verreise und also später nicht im

Stande sein würde, für uns zu sorgen. So hab' ich also gar keine Hoffnung, ihm noch einmal meinen Dank zu sagen."

„Würdest du ihm wohl gern einen Dienst erweisen?"

„Tausend Dienste, mit Freuden, wenn ich es vermag, gnädige Gräfin."

„Man wird dich heut oder morgen früh nach der Stadt schicken, Wilhelm, um dort verschiedene Aufträge auszurichten. Ich möchte dir auch einen solchen geben, aber du müßtest gegen jedermann darüber schweigen. Dein Wohlthäter befindet sich noch in der Stadt und zu ihm sollst du gehen. Aber, wie ich sagte, es darf niemand davon etwas erfahren, — du mußt schweigen können, wenn du Herrn Berg nicht große Unannehmlichkeiten bereiten willst."

Wilhelm suchte vergebens nach Worten, um seine Bereitwilligkeit und seinen treuen Diensteifer in gehöriges Licht zu setzen.

„Nun, sei nur still und arbeite fort," sagte Pauline. „Ich bin schon überzeugt, daß Herr Berg auf dich bauen kann. Hier, Wilhelm, stecke diesen Brief zu dir und verwahre ihn gut. Ich scharfe dir noch einmal die strengste Verschwiegenheit ein. Der Brief ist an Herrn Berg, dessen Wohnung genau darauf angegeben ist; du darfst das Papier aber nur ihm selbst übergeben, hörst du? und wenn du mir Antwort zu bringen hast, so nimm dich in Acht, daß auch davon hier niemand etwas bemerkt."

Wilhelm freute sich von Herzen, seiner jungen Herrschaft und dem fast unbekanntem Wohlthäter einen Dienst

erzeigen zu können. Es bedurfte von seiner Seite keiner weitern Versicherung seiner Zuverlässigkeit, denn dies Bekenntniß war schon mit untrüglichen Buchstaben auf seinem ehrlichen Gesicht zu lesen.

„Wie geht es deiner Mutter, Wilhelm?“

„Ach, Sie sind so freundlich, gnädige Gräfin! Es geht der guten alten Frau besser denn je. Sie hat nie so gute Tage gehabt, während ich noch in der Spinnerei arbeitete, und die Nachbarn, denen es von Tag zu Tag schlechter geht, haben Ursache genug, sie zu beneiden.“

Noch eine Frage war Pauline im Begriff zu thun; allein sie unterließ es, nach der armen Marie zu fragen, weil sie damit Wilhelm weh zu thun fürchtete.

„Nun, Wilhelm,“ sagte sie, „du weißt, was du versprochen und was du zu thun hast. Sei gewissenhaft und vorsichtig. Ich wünsche nicht, daß man uns mit einander sprechen sieht. Du wirst mir daher auch die Antwort erst übergeben, wenn ich dich darnach frage.“ —

Je mehr sich Pauline jetzt genöthigt sah, vor den Thringen Alles, was in ihr vorging, zu verbergen, und je mehr sie die innere Unruhe durch scheinbare Fassung zu verstecken bemüht war, um so peinlicher war ihr Zustand. hauptsächlich Alfred hatte sie es zu danken, daß man sie mit Erwähnung des Vorgefallenen, mit Vorwürfen und dergleichen wider Erwarten verschont hatte. Diese Schonung war ihr jedoch im Grunde lästiger als jedes andre Benehmen von Seiten ihrer Familie. Man schien vorauszusetzen, daß auch sie sich dadurch zu größerem Nachgeben veranlaßt fühlen

müsse und daß sie, im Gefühle ihres frühern Unrechts, nun stillschweigend in Alles willigen würde, was man verlangte. Dabei konnte ihr jedoch nicht entgehen, daß sie aufs strengste beobachtet und bewacht wurde. Sie hatte niemand, dem sie sich vertrauen konnte, und sah sich zeither alle Gelegenheit genommen, an Heinrich eine Kunde gelangen zu lassen. Wilhelm, der kürzlich seinen Dienst hier angetreten hatte, bot sich ihr nun als geeignete Mittelsperson, doch auch ihm vertraute sie erst auf die angegebene Weise, nachdem sie das Benehmen des Burschen eine Zeitlang vorsichtig geprüft hatte. Wenige Minuten später, nachdem sie dem Arbeiter ihren Auftrag gegeben und Wilhelm sich entfernt hatte, kam Alfred zu ihr in die Laube.

Er war noch leidend und trug den rechten Arm in einer Binde.

„Pauline,“ sagte er, indem er sich neben sie setzte, „wir haben es bis diesen Augenblick beide, vielleicht unwillkürlich, vermieden, von den Vorfällen zu sprechen, welche uns Allen so viel Schmerz verursacht haben. Verzeih' es mir, wenn ich jetzt diese Wunden berühre, bevor sie noch geheilt sind.“ —

Pauline schwieg, zeigte sich jedoch bereit, aufmerksam anzuhören, was jener sagen würde.

„Ich darf voraussetzen,“ fuhr er fort, „daß du mir nur die feindseligste Gesinnung gegen ihn zutraust, der so lange unser Freund war. Eh' ich in Betreff seiner ein Weiteres mit dir spreche, möcht' ich dir jene Meinung benehmen. Ich habe die durch ihn erlittenen Beleidigungen weder veranlaßt

noch vergolten. Ich habe mich zum Zweikampfe zwingen lassen und kann dir gestehn, daß ich bei dieser Gelegenheit mein Pistol absichtlich in die Luft schoß. Uebrigens mußt du wissen, daß ich es war, der von jeder Verfolgung des Beleidigers abrieth. Man gab meinen Vorstellungen Gehör, weil man einsah, daß es für uns wünschenswerth sein müsse, die ganze Sache geheim zu halten; allein, dies war beim Himmel nicht mein hauptsächlichster Grund! Ich hintertrieb jede feindselige Maßregel nur aus Freundschaft für Heinrich. Wie vorher, so war ich auch sein Freund in jener unseligen Stunde, und so bin ich es noch in dieser. Und allen Kränkungen zum Troß, die er mir in seiner heillosen Verblendung widerfahren ließ, würde ich auch jetzt noch bereit sein, neue Schritte zur Versöhnung zu thun, wenn ich nicht Grund hätte, den guten Erfolg für unmöglich zu halten. Das Hinderniß ist seine Neigung zu dir, von welcher er vielleicht noch nicht geheilt ist. Sei aufrichtig gegen mich, Pauline — fühlst du dich jetzt frei, hast du jener Neigung ernstlich entsagt?“

„Diese Frage setzt mich in Erstaunen, Alfred,“ erwiderte sie.

Er wußte nicht, wie er diese Antwort deuten sollte und wiederholte daher seine Frage. „Ich bitte dich, sei offen gegen mich. Ich frage aus Liebe zu dir und aus Freundschaft für ihn, und obwohl ich zu deiner Ehre voraussetzen muß, daß du nach jenem flüchtigen Traume jetzt völlig zur Besonnenheit zurückgekehrt bist, so muß ich doch die bestimmte Versicherung von dir vernehmen, eh' ich mich zu neuen Ver-

suchen entschließen kann, um eine Freundschaft herzustellen, die mir stets werth und theuer war.“

Pauline fand gerathen, einer bestimmten Antwort auszuweichen. Weniger indeß aus Mißtrauen gegen die Absichten des Bruders, als weil sie überzeugt war, daß es vergebens sein würde, gegen angeerbte und tiefgewurzelte Vorurtheile zu kämpfen.

„Erlaß mir die Antwort und wiederhole jene Frage nicht,“ sagte sie. „Ich vermute, daß du deinem Freunde die Ueberzeugung geben zu können wünschest, er sei von mir vergessen. Wenn er mich jedoch, wie ich überzeugt bin, liebte und noch liebt, so seh' ich nicht ein, was du durch eine solche Kunde bei ihm gewinnen willst; er würde sie nicht einmal für wahr halten und darin nur Grund zu neuem Mißtrauen gegen dich finden. Das Bewußtsein, seine Wünsche für immer vereitelt zu sehen, muß ihm ohnehin schmerzlich genug sein; warum ihn nun noch schmerzlicher berühren, indem man ihm den Glauben an meine Zuneigung raubte, wenn dieser Glaube auch ein irriger wäre? Ich glaube, er findet sich darin getröstet und diesen Trost sollte man ihm wenigstens lassen. Kannst du es überhaupt über dich gewinnen, dich ihm wieder zu nähern, so darfst du in mir kein Hinderniß sehn; — unser Haus wird er doch keinenfalls wieder betreten, denn schwerlich werden unsre Eltern jemals deine freundschaftliche Gesinnung für ihn theilen.“

„Ich halte das nicht für unmöglich, was auch geschehn ist. Sie hatten ihn zu lieb gewonnen, als daß mit der Zeit ihr Wohlwollen nicht wieder erweckt werden könnte. Viel-

leicht in kurzem wirst du dieses Haus verlassen, Pauline; und dann werden mir die Eltern leicht gestatten, ihn hier wieder einzuführen.“

„Du bist doch auch wie die Andern, Alfred, und deine Achtung für mich ist sogar noch geringer. — Zwingen wird man mich vielleicht in kurzem, Waldrode zu verlassen, das ist möglich — leider wahrscheinlich! Allein hältst du Heinrich für fähig, alsdann hieher zurückzukehren? Du stellst deine Freundschaft so hoch — aber sie ist in der That sehr wenig werth, sie will sich nur auf Bedingung geben, sie feilscht und verkauft sich nur. Und während du von ihm sprichst, erinnerst du mich ohne Schonung an Umstände, die mich dies Haus zu verlassen nöthigen werden. Nein, frage mich nach nichts mehr. Wir sind ja Alle im Klaren über das Kommende — ich weiß, daß ich mich werde opfern lassen müssen, und du magst dann thun, was du für gut findest. Ich bitte dich, kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Begnügt Euch, wenn ihr ein geduldiges und schweigendes Opfer an mir findet. Mehr dürft und könnt ihr von mir nicht erwarten.“

Auch ohne ihre ausdrückliche Bitte mußte man jetzt von diesem Gegenstande abbrechen, da der Baron im Garten erschien, der von all den Ursachen, welche Alfreds Verwundung herbeiführten, nicht unterrichtet war. Pauline selbst hatte sich gern dazu verstanden, ihres Verhältnisses mit Heinrich nicht gegen ihn zu erwähnen, was vielleicht der Fall gewesen sein würde, hätte sie den Baron nicht zu sehr verachtet. Dieser hatte, seit er sich in Waldrode aufhielt, wirklich Mühe

darauf verwendet, seine rohen Aeußerungen und sein plumpeß Betragen zu beseitigen. Dies gelang ihm insoweit, daß ihm nur noch selten ein Fluch oder eine Verwünschung und dergleichen entschlüpfte. Allein je mehr er im Aeußern die Rohheit abzulegen suchte, um so mehr trat sein fades Wesen hervor und er irrte sich auf bedauerliche Weise, wenn er sich jetzt für liebenswürdiger hielt. Pauline sprach in seiner Gegenwart fast gar nicht und er plauderte dagegen um so mehr. Es war undenkbar, daß von den Andern seine Nichtigkeit unbemerkt geblieben wäre — um so räthselhafter war aber auch die Achtung, die sie ihm bewiesen.

Am meisten nahm sie dies von Seiten Alfreds Wunder, der noch vor kurzem selbst eine große Abneigung gegen den lästigen Bewerber gehegt hatte und sich seit einer gewissen Zeit wie umgewandelt in dieser Hinsicht zeigte. Pauline fühlte sich dadurch doppelt gekränkt, denn sie sah sich nun des einzigen Vertrauten und Freundes beraubt, den sie hier noch gehabt hatte.

Um so mehr mußte der Baron ihren Unwillen empfinden und sie brachte es heute — was ihr noch nie gelungen war — sogar dahin, daß der nicht leicht aus der Fassung zu bringende Ollersdorf verstimmt wurde und sich bald wieder entfernte.

„Du thust sehr Unrecht, Schwester!“ sagte Alfred, nachdem er allein eine Zeitlang schweigend neben ihr gesessen. „Du solltest dem Baron nicht in solcher Weise begegnen.“

„Aber wie sonst? Ich kann ihn nicht leiden. Ihr Alle seht mich immer mehr in Erstaunen und besonders du. Erin-

nestst du dich noch deines Versprechens, welches du mir anfangs gabst? Du wolltest in jedem Falle dafür sorgen, daß Mersdorf noch freiwillig zurückträte!"

„Und ich werde dies Versprechen halten, verlaß dich darauf, Pauline! Du sollst ohne deinen Willen ihm die Hand nie reichen. Allein du sollst ihm dies nicht selbst sagen.“

„Aus welchem Grunde? Warum soll ich eine Neigung erheucheln, deren Gegentheil ich empfinde?“

„Ich bitte dich, Pauline, bau auf mein Wort. Ich verlange nicht, daß du ihm eine Zuneigung beweisest — nur sollst du auch das Gegentheil nicht — sollst ihn nicht zurückstoßend behandeln — sollst ihm die Hoffnung nicht rauben. Dies ist nothwendig, und du mußt dich eine kurze Zeit darein fügen. Der Grund ist ein Geheimniß, welches du nach des Barons Entfernung erfahren sollst. Es steht dabei viel auf dem Spiele. Laß scheinbar wenigstens alles über dich ergehen und denke dabei, daß ich mein Versprechen am Ende halten werde.“

Mit diesen Worten ging er, um die Stauende ihren Gedanken zu überlassen.

Zweites Kapitel.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als ein bescheidenes Klopfen an die Thür Heinrich einen Gast verkündete, und zu seiner Ueberraschung sah er Wilhelm, Mariens unglücklichen Liebhaber, eintreten. Die Freude strahlte dem Burschen aus dem Gesicht, daß er im Stande war, seinem Wohlthäter, der ihn freundlicher behandelt hatte, als bis dahin irgend ein Mensch, einen Dienst zu erweisen, und er schien sich nicht wenig an Heinrichs Ueberraschung zu weiden.

„Wilhelm! — hätt' ich doch kaum daran geglaubt, Sie jemals wiederzusehn. Aber Sie scheinen mir fröhliche Botschaft zu bringen, wenn Ihr Gesicht mich nicht täuscht. Desto besser. Wie ist's Ihnen zeither gegangen?“

„Immer gut, seit dem letzten Unglück,“ sagte Wilhelm. „Seit Sie das leztmal bei uns waren, haben wir immer Glück gehabt. Ich hab' auch noch eher, als Ihr Darlehn aufgezehrt war, Arbeit gefunden — es sind noch zehn Thaler

übrig geblieben, die ich Ihnen hier zurückbringe, um für das Uebrige noch dankbar in Ihrer Schuld zu bleiben."

Damit zog Wilhelm einen Beutel aus der Tasche, um die besagte Summe aufzuzählen. Allein Heinrich duldete das nicht.

„Nein, lieber Freund!“ sagte er. „Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie für das Ganze noch immer mein Schuldner, wenn Sie es durchaus als Geschenk verschmähen. Die bösen Tage kommen oft unvermuthet, wo sich kein Freund findet, und dann ist's immer gut, wenn Sie einen Nothpfennig haben. Behalten Sie das Geld, ich bitte Sie darum. Und was treiben Sie jetzt, Wilhelm?“

„Ich bin Gärtnergehilfe im Schloß Waldrode geworden und weiß nun kaum mehr, was Noth ist,“ antwortete Wilhelm.

„In Waldrode! Das kann erst seit kurzem geschehn sein. Aber wie sind Sie dahin gekommen?“

„Ich hörte, daß man dort einen Arbeiter brauchte und meldete mich. Sobald der Graf hörte, daß mich Herr Reich verabschiedet hätte, nahm er mich ohne Weiteres an. Er hat die Fabrikherren nie leiden können, und die Unzufriedenheit eines solchen scheint bei ihm für ein gutes Zeugniß zu gelten.“

„So, so! — Hören Sie, Wilhelm, es freut mich recht sehr, daß Sie in Waldrode angestellt sind. Sie haben, denk' ich, eine recht gute Herrschaft gefunden. Wie befindet sich die gräfliche Familie?“

„D, es ist alles gut dort. Der junge Graf, dem kurz vor meinem Antritt irgend ein Spitzbube oder Wilddieb im Walde eine Kugel durch die Schulter gejagt hatte, ist so ziemlich hergestellt, und die Uebrigen befinden sich alle wohl.“

„Und Sie werden besser behandelt, als in der Fabrik, nicht wahr?“

„Ja, lieber Herr, ich bin in Waldrode wie im Himmel, und würde gar nicht zu Klagen haben — aber jeder hat doch seinen Kummer“ —

„Also auch Sie? Aber ich glaube Sie zu verstehen, guter Wilhelm. Sie denken gewiß noch an die arme Marie“ —

Wilhelm wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Haben Sie gar nichts von dem unglücklichen Kinde gehört?“ fragte Heinrich weiter.

„Gar nichts. Wahrhaftig, es kommt mir immer vor wie eine Sünde, an das zu glauben, wessen man sie beschuldigt hat, obgleich sie es selber eingestanden haben soll. Ich halte sie für so rein und schuldlos wie einen Engel. Aber auch sie hatte ihren Kummer, und es ist mir erst später eingefallen, daß sie vielleicht im Stillen einen andern liebte; denn sie war doch immer traurig und das um so mehr, je liebevoller ich sie behandelte. Doch, was kümmert Sie das Geplauder, ich vergesse darüber meinen Auftrag.“

„Wie, einen Auftrag? an mich?“

„Ja, lieber Herr, von der jungen gnädigen Gräfin,“ erwiderte Wilhelm geheimnißvoll, indem er das sorgfältig verwahrte Briefchen hervorzog und Heinrich überreichte. „Ich

soll, denk' ich, auf Antwort warten. Oder wenn Sie einige Worte schreiben wollen, so kann ich nach einer Stunde noch einmal zu Ihnen kommen."

„Thun Sie das, Wilhelm,“ sagte Heinrich, nachdem er den Brief geöffnet und flüchtig überblickt hatte. Wilhelm ging und Heinrich las nun mit mehr Muße noch einmal.

„Mein geliebter Freund! — Endlich find' ich Gelegenheit, dir einige Nachrichten von mir geben zu können. Dies war mir nur zu lange unmöglich gemacht; ich konnte keinen zuverlässigen Boten finden und mußte sogar Bedenken tragen, dem hiesigen Postamt einen Brief für dich zu übergeben. Du wirst im allgemeinen von den Folgen unsers mißlungenen Plans unterrichtet sein, aber du weißt nicht, welchen Kummer ich seitdem zu erdulden hatte. Du wirst dir vorgestellt haben, welchen entsetzlichen Eindruck die Kunde, daß wir verrathen waren, auf mich machen mußte; aber deine Vorstellung kann der Wahrheit nicht zur Hälfte gleichkommen. Ich hatte mich mit aller Vorsicht auf den nächtlichen Gang vorbereitet und war im Begriff, mein Zimmer und das Schloß zu verlassen. In welcher Stimmung! Ich sollte Alle, Vater, Mutter und Bruder, die harmlos nichts dergleichen ahnen konnten, alle sollt' ich ohne Abschied für immer verlassen. Die Nacht kam mir schrecklich vor. Aber ich mußte dir folgen und raffte all meine Entschlossenheit zusammen. Noch zwei Minuten, und ich hätte die Schloßpforte hinter mir gehabt; — da trat Alfred ins Zimmer. Du bist im Begriff auszugehen, Pauline, sagte er; es ist eine trübe, unangenehme Nacht, in welcher ich dir unter allen

Umständen von einem Spaziergang abrathen würde. In diesem Falle jedoch muß ich dich ausdrücklich zurückhalten.

„Ich stand wie zerschmettert vor ihm, während er fortfuhr: Ich will nicht viel Worte machen; du ahnst oder weißt schon aus dem Gesagten, daß ich von deiner Absicht unterrichtet bin. Du willst einen Freund treffen, der frech genug ist, dir und uns die Schmach anzuthun und dich auf solche Weise einzuladen. Bemühe dich nicht weiter, du wirst nicht gehn, ich leid' es nicht und habe bereits Anstalt getroffen, um dir das Verlassen des Schlosses für heute unmöglich zu machen. Ich danke dem Himmel, daß ich bei Zeiten von Allem unterrichtet ward, um die Ehre unsers Hauses wahren zu können. Uebrigens trage keine Sorge, daß der Freund zu lange vergebens warten möchte. Ich selbst geh' in diesem Augenblick hin, um ihn von dem Scheitern seines klugen Planes in Kenntniß zu setzen. — Schon unter der Thür, kehrte er sich noch einmal um und sagte: Pauline, bis jetzt wissen die Eltern von deinem Vorhaben noch nichts; ich allein habe davon Kenntniß, und ich denke es wird gut sein, wenn wir ihnen diese heillose Geschichte unbekannt bleiben lassen. Sei vernünftig und ich will Alles zum Besten lenken. — Mit diesen Worten verließ er mich. Vergebens würde ich dir meine Empfindungen zu schildern versuchen. Eine Zeit lang überließ ich mich der schrecklichsten Verzweiflung. Endlich aber raffte ich mich empor, um hinauszueilen. Ich weiß kaum, was ich beabsichtigte. Vermuthlich hegte ich eine schwache Hoffnung, daß noch nicht Alles verloren sei und daß ich durch rasches und entschlossenes Handeln die Flucht noch

glücklich ausführen könnte. Als ich jedoch das Zimmer verlassen wollte, trat mir mein Vater entgegen, dessen Miene mir das Schlimmste verkündete. Auch er war soeben von unsrer Absicht unterrichtet worden — durch wen, ist uns Allen bis jetzt unbekannt geblieben. Uebrigens fand ich ihn gemäßigter in seinen Vorwürfen, als ich hätte erwarten dürfen. Ich erwiderte nichts und folgte ihm endlich auf sein Geheiß nach dem Zimmer meiner Mutter. Er hatte beschlossen, diese wenigstens vorläufig nichts wissen zu lassen und mir deshalb mein Verhalten vorgeschrieben. Zum Glück war der Baron diesen Abend nicht anwesend; sein Anblick würde mich vollends getödtet haben. Nun vergingen zwei fürchterliche Stunden. Niemand sprach; die Eltern lasen Zeitungen, und das war mir lieb, denn so war ich doch vor Fragen sicher, da mich jedes Wort, welches ich hätte erwidern müssen, geschmerzt haben würde. Die Stille sollte aber noch einmal gräßlich unterbrochen werden. Wir hörten einen Wagen in den Hof fahren und vermutheten anfangs, es sei der des Barons. Da trat der alte Paul ein und flüsterte dem Grafen einige Worte ins Ohr. Nie werde ich die Wirkung vergessen, welche dieselben bei meinem Vater hervorbrachten. So von Leidenschaft erregt hab' ich ihn nie zuvor gesehn. Du ahnst, welche Kunde unser wartete — man brachte den ohnmächtigen, jetzt todtgeglaubten Alfred nach Hause. Ich will dir die Verwirrung und besonders meine fürchterliche Lage in dieser Schreckensnacht nicht beschreiben. Ich hätte jetzt leicht entfliehen können, niemand achtete auf meine Schritte.

„Doch ich halte mich bei Ereignissen auf, die dir sicherlich schon bekannt sind. Man hat mir seit jenem Tage eine äußerst schonende Behandlung widerfahren lassen — aber aus besondern Absichten. Nur die Mutter hat deiner einigemal gegen mich erwähnt und obwohl sie unsern Schritt mit der nämlichen Härte, wie die Andern, beurtheilt, so scheint sie doch noch immer sehr wohlwollende Gesinnungen für dich zu hegen. Dasselbe glaube ich von Alfred, welcher Alles aufbot, um den Grafen von jeder rächenden Maßregel gegen dich abzuhalten. Sie scheinen überhaupt jedes Kundwerden des Vorfalls außerordentlich zu scheuen, und über Alfreds Verwundung hat man niemand genau unterrichtet. Mit alldem war ich gern einverstanden, sehe mich aber nun desto mehr bedrängt. Durch meine Verschuldung, wie sie es nennen, scheinen sie sich um so mehr berechtigt zu halten, eine Erfüllung ihrer Wünsche von mir zu verlangen, und alles strebt darauf hin, mich so bald als möglich zur Verbindung mit Ollersdorf zu nöthigen.

„So ist jetzt die Lage der Dinge. Heinrich, muß ich dich erinnern, daß wir auf Hilfe zu denken haben? Nein, ich weiß, daß du bereits mit der Förderung unsers Heils beschäftigt bist, obwohl ich noch nicht einsehe, wie nun ein Gelingen möglich sein soll. Aber ich will Muth fassen! Ja, es ermuthigt mich schon, daß ich jetzt im Stande bin, dir Mittheilungen zu geben. Der Ueberbringer dieses Briefes kennt dich; ich halt' ihn für zuverlässig und überlass' es dir, ihn noch genauer zu prüfen. Du wirst mir durch ihn Antwort senden und zugleich bestimmen, auf welchem Wege wir

uns ferner besprechen können. Mit Ungeduld sehe ich der ersten Nachricht von dir entgegen. Was wir auch unternehmen werden — ich will vor nichts zurückschrecken, wenn du mich geleitest. Ich fühle mich entschlossener, muthiger denn je zuvor.“ — — —

Heinrich hätte sich selbst Vorwürfe machen mögen, daß er mehrere Wochen in unnützer dumpfer Ruhe vergeudet hatte, — daß er, durch ein Mißlingen entmuthigt, Alles hatte für verloren halten können. Er schämte sich beinah, ihr gegenwärtig nichts, als leeren Trost, senden zu können. Zugleich aber empfand er eine stärkere, höhere Zuversicht, und diese theilte sich den wenigen Worten mit, die er diesmal an Pauline schrieb. Er mußte sich beeilen, denn Wilhelm war bereits wieder erschienen, welcher nicht säumen durfte, um zur rechten Zeit wieder in Waldrode einzutreffen.

„Schickt man Sie öfters nach der Stadt, Wilhelm?“ fragte Heinrich.

„Zum höchsten wöchentlich ein Mal wird dies geschehn. Allein — ich merke schon, was Sie wünschen, lieber Herr — wenn Sie etwas zu bestellen haben, so soll es so gut bestellt werden, wie durch mich selbst, wenn ich auch einen Andern zu Hilfe nehmen muß.“

„Das wird nicht angehn, Wilhelm. Auf Sie verlass ich mich in jedem Falle, aber Andre“ —

„Ich schwör' Ihnen bei meinem Kopfe, daß ich mehr als einen Bekannten habe, auf den Sie bauen können, wie auf Felsen. O, ich weiß vorsichtig zu sein und kenne meine

Leute. Hören Sie, liebster Herr, es kommt vor allen Dingen darauf an, ob Sie mir selbst vertrauen können."

„Dies kann ich, Wilhelm, wie ich schon sagte."

„Dann ist die Sache abgemacht. Wenn ich ein ehrlicher Mann bin, so kann ich Ihnen auch niemand empfehlen, für den ich nicht einstehn und auf den ich nicht schwören kann. Was ich selber thun kann, werd' ich übrigens keinem Andern übertragen. Ich weiß auch, was ein Geheimniß für ein gefährliches Ding ist und habe bei mehr als einer Gelegenheit Behutsamkeit gelernt. Ich stehe zu Ihren Diensten, wenn Sie mich brauchen wollen."

„Gut. Sie sind zuverlässig. Geben Sie dies Briefchen Ihrer jungen Gräfin — ohne daß es ein dritter bemerkt, brauch' ich nicht erst hinzuzufügen. Leben Sie wohl, Wilhelm. Je eher ich Sie wiedersehe, um so lieber wird es mir sein."

„Meine Freude wird nicht geringer sein, mein Wohlthäter!" sagte Wilhelm, welcher sich nun eilig empfahl, um die Abfahrt des Dampfwagens nicht zu versäumen.

Heinrich fühlte all seine frische Unternehmungslust zurückgekehrt. Aller Unmuth war verschwunden und er war reicher an Hoffnung denn je. „Guter Watkins," dachte er, „unser Vertrag wird wohl bald wieder aufgehoben werden, doch darf ich dich diesmal nicht allzugewissenhaft vor der Zeit davon unterrichten."

Leider konnte er im Augenblicke noch nichts unternehmen, denn er mußte erst die Verhältnisse in Waldrode noch genauer sondiren.

Drittes Kapitel.

Eine Sammlung von Liebesbriefchen gehört, bei den profaischen Zeitläuften, heutigen Tages leider nicht mehr so ausdrücklich wie ehedem unter die werthesten Besizthümer Liebender und man findet dergleichen nur noch in seltenen Fällen als Reliquie aufbewahrt; am wenigsten bei jungen Männern, die, durch polizeiliche Papierdurchsuchungen schüchtern gemacht, ein werthes Blatt lieber vernichten, ehe sie es profanen Augen preisgeben mögen. Auch würde Heinrich vielleicht noch unter die geringe Zahl solcher Besizhenden gehört haben, hätte ihm die Klugheit jetzt nicht gerathen, alle Papiere, die nicht aufbewahrt werden mußten, den Flammen zu weihen. Dies Schicksal traf auch Paulinens Brief, nachdem er ihn noch einmal andächtig überlesen.

Raum waren die lezten der theuren Schriftzüge verfohlt, als ein ebenso unerwarteter als unwillkommener Besuch erschien.

Der Charakter der eintretenden Herren konnte nicht zweifelhaft sein, wenn sie sich auch nicht sofort zu erkennen gegeben hätten.

Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Heinrich die Person sei, welcher ihr Besuch galt, eröffneten sie ihm, daß sie auf höhere Verfügung eine Durchsuchung seiner Papiere vorzunehmen hätten. Gegen die höhere Verfügung ließ sich nichts einwenden und obwohl der Grund derselben nicht sogleich angegeben ward, zögerte Heinrich doch keinen Augenblick, dem Verlangen zu genügen. Seine Papiere bestanden größtentheils in unbeschriebenen Bogen und es fand sich, Dank seiner Vorsicht, durchaus nichts Verdächtiges darunter. Allein was ihm unverdächtig schien, konnte doch in den Augen Anderer nicht so erscheinen. Auch Heinrichs Schreibtafel gerieth den scharfsichtigen Herren in die Hände und ward eines Theils ihres Inhaltes entledigt, wobei die bedeutende Summe in Banknoten, die sich darin befand, zu des Besizers Verwunderung nicht vergessen wurde. Alles, was man solcher- gestalt in Beschlag genommen, ward nunmehr mit einem Umschlag versehen und versiegelt und man ersuchte Heinrich, sein eignes Siegel ebenfalls hinzuzufügen.

Des Kammers, sich sogar von dem so nöthigen Gelde getrennt zu sehen, sollte er bald überhoben werden, denn nachdem die Herren in aller Ordnung ihr Geschäft hinsichtlich der Papiere beendigt hatten, ersuchten sie ihn, sie zu begleiten. Er sah bald ein, daß jede Frage um Erklärung vergeblich sein werde, er mußte sich auf „höhere Verfügung“ verhaften lassen. Jetzt mehr als je hätte er gar gern mit

Dank die Ehre abgelehnt, daß sich „Höhre“ um ihn kümmernten. Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als sich, wenn auch in Ungebuld, zu fügen, denn geduldig vermochte er's nicht.

Man war überdies so artig gewesen, einen Wagen zu besorgen, welcher vor dem Hause wartete, und so sah Heinrich für den Augenblick sich aller Sorge um einen neuen Plan und dessen Ausführung überhoben, indem er das Vergnügen hatte, nach dem Stadtgefängniß gebracht zu werden.

So sehr man ihn bei der Verhaftung zur Eile getrieben hatte, um so mehr Zeit schien man ihm in seinem Gefängniß zur Ueberlegung lassen zu wollen. Er mochte sich gebeden wie er wollte, man überließ ihn den ersten Tag seiner Gefangenschaft ganz ungestört seinen Betrachtungen. Er erfuhr nicht, weshalb er verhaftet und konnte sein Nachdenken üben.

Daß er in Folge seines Duells mit Alfred hiehergekommen, ließ sich nicht denken. Er hatte sodann freilich gefährliche Bekanntschaften; da er sich jedoch bei deren etwaigem Thun und Treiben nicht betheiliget mußte, was er denn doch sehr leicht darzuthun gedachte, so tröstete er sich und beschloß, die wenigen Tage seiner Gefangenschaft ruhig zu ertragen.

Da sah er sich nun freilich bitter getäuscht. Zwar war er so glücklich, schon am nächsten Tage zu einem Verhör zu gelangen und bei dieser Gelegenheit zu erfahren, weshalb er seiner Freiheit beraubt war; allein dieser Raub sollte ihm sobald noch nicht zurückgegeben werden.

Er war verdächtigt, mit den Personen in thätiger Gemeinschaft zu stehen, auf deren Betrieb jenes Concert in Waldrode durch die Tumultuanten unterbrochen worden war. Nun konnte er sich doch einen Zusammenhang denken: man hatte ihn dort mit Wolf sprechen sehn, welcher offenbar mit den Rädelsführern bekannt sein mußte. Gern hätte er gewußt, ob auch jener verhaftet sei, doch gelang es ihm noch nicht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Er mußte bei diesem Anlaß sogleich an Elisabeth denken, welcher er ohne Zweifel die Ungelegenheit zu danken hatte. Irrte er sich auch darin, so blieb es doch fatal, daß jenes Weib schon wieder Recht behalten sollte. Er gedachte ihrer Worte: „ich erinnere Sie, meiner auch bei Aergernissen zu denken, die Ihnen die nächste Zukunft bringen kann.“

Heinrich sah sich so manche Frage vorgelegt, die ihn in Erstaunen setzte. Es ging ihm bei diesen Verhören ähnlich, wie bei jenen Gelegenheiten, wo ihn Personen, wie Elisabeth, auszuforschen strebten; während er selbst nichts zu bekennen hatte, lernte er manches, wovon er sich nichts geträumt hätte.

So gut es nun auch für ihn sein mochte, daß man ihn auf keine Weise einer Schuld zu überführen wußte, so sah er die Zeit dieser Untersuchung sich zu seinem Entsetzen doch bedeutend ausdehnen. Die Verhöre folgten nicht rasch aufeinander und wollten nicht weiterführen, da man ihm, nur stets in anderer Form und Folge, immer so ziemlich dieselben Fragen vorlegte. Das Gericht besaß nun schon eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung des Gefangenen, mit Aus-

nahme der verschiedenen Abenteuer, durch deren Mittheilung er den würdigen Herren kein Vergerniß geben wollte. Man wußte, wie er mit Wolf bekannt geworden; er hatte, obwohl nicht ganz richtige, doch genügende Auskunft über den Zweck seines hiesigen Aufenthalts gegeben, ja man wußte sogar, daß das bei ihm vorgefundene Geld ein Darlehn von Watkins war, und was dergleichen Geheimnisse mehr waren, bei deren Enthüllung er kein Bedenken hatte. Sei es nun, daß die Herren aller Orten Bestätigung des Gesagten einholten oder sich auf neue Fragen besinnen wollten — genug, die Verhöre wollten zu nichts führen, und immer verstimmt kehrte er in sein Gefängniß zurück.

Bei Gelegenheit der Fragen über den Tumult in Waldrode hatte er sich auf die Bekanntschaft des Grafen und der Familie desselben berufen. Er hoffte, daß man auch dort Nachfrage halten möchte, denn auf diese Weise konnte auch Pauline eine Kunde von seiner jetzigen Lage erhalten. Ihr Bote konnte öfters bei ihm gewesen sein, denn seine Gefangenschaft hatte nun bereits drei Wochen gewährt und was mußte sie von ihm denken, da er sie so lange ohne alle Nachricht ließ.

Schmerz und Wuth drohten ihn zu überwältigen, wenn er sich alle Möglichkeiten vorstellte, was während seiner Haft draußen vorgehen konnte. Nur zu bald war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß es auf keine Weise in seiner Macht stand, den trägen Gang dieser nutzlosen Untersuchung zu beschleunigen.

Um so empörender war ihm dies langsame Verfahren, da sich aus verschiedenen Umständen schon nach den ersten

Tagen seiner Gefangenschaft ergab, daß man keinenfalls einen besonders gefährlichen Menschen in ihm sah. So erlangte er z. B., obwohl mit Mühe, eine Vergünstigung, deren Gewährung er nicht erwartet hätte: man gestattete ihm nämlich, sich mit Schreiben zu unterhalten, freilich nur unter der Bedingung, daß er wirklich nichts weiter, als was er angegeben, nämlich ein Tagebuch seiner Haft, schreiben werde. Dazu wurden ihm gestempelte und numerirte Bogen zugezählt und er mußte überdies das Niedergeschriebene täglich einer Durchsicht unterwerfen und bis zu seiner Befreiung dem Gericht zur Verwahrung übergeben.

Man störte ihn, trotz der bitteren Bemerkungen, die er niederschrieb, in dieser Beschäftigung nicht. Er gedachte das Ganze am Ende Watkins zu übersenden. Zugleich konnte es, wenn man anders Rücksicht darauf nehmen wollte, als Vertheidigungs- und Beschwerdeschrift dienen und manche Frage unnöthig machen. Leider ist es nicht möglich, dieses an allerlei, hier und da selbst humoristischen Ergüssen reiche Tagebuch mitzutheilen, da es auch in Heinrichs Hände nie zurückgelangen sollte.

Die vierte Woche war bereits in gleich schrecklicher Weise verfloßen, wie die frühern, als der Gefangenwärter eines Morgens ein Briefchen an Heinrich abgab.

„Ich thu' es nicht heimlich,“ sagte derselbe, „sondern mit ausdrücklicher Erlaubniß. Man vermuthet wahrscheinlich nichts Arges dahinter und ich glaube in der That, Sie werden dies Haus nun am längsten bewohnt haben.“

„Um so schlimmer, wenn man mich ohne Noth hier zurückhält, sagte Heinrich, während er zum vergitterten Fenster trat, um das parfümirte Briefchen beim Lichte zu betrachten. Hier erkannte er zweierlei. Erstens Elisabeths Handschrift und zweitens die Dummheit des Aufwärters. Der Brief war nämlich geöffnet worden, aber mit dem Gerichtssiegel wieder geschlossen. Man war wenigstens, da man ihm den Brief nicht persönlich im Verhör übergab, so diskret, die dienenden Personen nicht mit ins Geheimniß blicken zu lassen.

Heinrich löste das Siegel, welches einen ganz eigenthümlichen Kontrast zu dem süßen Duft bildete, welcher von dem Papier ausströmte.

Es lag darin eine Karte, eine Verlobungskarte, lautend: „Pauline, Gräfin von Waldrode — Baron von Diersdorf.“

Kaum bemerkte Heinrich noch die wenigen ebenso artigen als höhnischen Worte, mit welchen Elisabeth diese Sendung begleitet hatte. —

Der Gefangenwärter war zum Glück verschwunden, sonst wäre Heinrich in diesem Augenblick fähig gewesen, den Mann zu ermorden. — Und der Gefangene konnte nichts thun, er hatte nichts, als seine ohnmächtige Wuth. Er hätte sich einen tiefen Schlaf gewünscht, um nur all den peinigenden Gedanken zu entgehen, die sich jetzt in seinem Kopfe drängten. Er mußte der Verzweiflung anheimfallen, wenn er seinen rathlosen Zustand erwog, da er hier saß, ohne

Aufklärung, ohne den Zusammenhang der Ereignisse zu kennen und ohne Macht, auch nur das Geringste zu thun.

Natürlich verfloßen jetzt die Stunden so träge, so bleiern, wie noch nie. Die Hoffnung, welche der einfältige Aufwärter ausgesprochen, schien sich nicht erfüllen zu sollen, denn unter Höllenqualen verfloß der Tag, und ebenso ein zweiter und dritter, die er ohne alle Kunde von Außen hibringen mußte. Er fühlte sich in diesen Augenblicken zu jeder Gewaltthat befähigt, berechtigt, und konnte doch nichts thun, als über seine Ohnmacht seufzen.

Nachdem er die letzten Nächte fast schlaflos zugebracht hatte, erwachte Heinrich endlich am Morgen des vierten Tages aus einem langen und tiefen Schlafe. Er fühlte sich in einer dumpfen Apathie und wenn ihm noch ein Wunsch übrig geblieben war, so war es der eines augenblicklichen Todes.

Da ward er endlich wieder zu einem Verhör gerufen. Er irrte sich jedoch, wenn er eine Wiederholung der alten, bis zum Ueberdruß vernommenen Fragen erwartete. Es schlug vielmehr jetzt die Stunde seiner Befreiung. Noch wenig Minuten vorher hatte er mit Gleichmuth daran gedacht, da er überhaupt nichts mehr fürchtete und hoffte. Jetzt aber erwachten plötzlich wieder alle Gefühle des Grolls, des Hasses und des Wunsches nach Rache, als ihm eröffnet wurde, daß — in Betracht des Mangels einer Begründung des gegen ihn angeregten Verdachts — seine sofortige Freilassung zu verfügen sei.

Heinrich blickte vor sich hin, nachdem der Beamte seinen Vortrag geendigt hatte, gleich als hätte er nichts vernommen.

Der Themisdienner schien sich darüber zu wundern. Er legte jetzt, nachdem er seiner Pflicht genügt, den amtlichen Ernst ein wenig bei Seite und sagte mit höflicher Freundlichkeit: „Nun, Sie sind frei, Herr Berg, und ich gratulire Ihnen von Herzen.“

„So, mein würdiger Herr Gratulant? Sie wünschen mir Glück, daß ich fast fünf Wochen in einem Kerker zugebracht, der für den größten Verbrecher zu schlecht wäre — daß ich inzwischen meine Geschäfte verabsäumt, vielleicht meine Gesundheit untergraben habe?“ sagte Heinrich in heftiger Aufregung. „Ich bin doch begierig, zu welcher Genugthuung sich die Herren verstehen werden — denn Genugthuung werd' ich verlangen und sollt' ich bis vor den Thron selbst gehn müssen.“

„Sie sind keiner Strafe unterworfen worden, Sie haben nur eine Untersuchungshaft bestanden, und Ihre Genugthuung erhalten Sie ja soeben durch die Freilassung.“

Diese seltsame Logik verstand Heinrich nicht und er behielt sich ausdrücklich sein Recht der Beschwerde vor. Die Freilassung war ein Schicksal, welches er mit jedem Verbrecher theilte, der nicht etwa im Gefängniß starb. Da sich indeß in diesem Augenblicke nichts weiter vornehmen ließ, so entschloß er sich, diese Räume mit dem Eigenthume, welches er zurückerkalten mußte, zu verlassen. Man stellte ihm seine Papiere und sein Geld zu, lieferte ihm jedoch das Tagebuch

nicht aus. Ein neuer Grund zur Beschwerde! Doch auch hierin mußte er für den Augenblick auf sein Recht verzichten und indem er sich die Verfolgung desselben vorbehielt, eilte er, aus einem Hause zu kommen, wo er die traurigste Zeit seines Lebens zugebracht hatte.

Er begab sich sogleich nach Hause, wo er Nachrichten über Alles, was ihn zumeist interessirte, zu finden hoffte. Allerdings hatten während seiner Abwesenheit verschiedene Personen nach ihm gefragt, und von den verschiedenen sehr unvollkommenen Beschreibungen, die er erhielt, paßte die eine so ziemlich auf Wilhelm, allein es ließ sich nichts Bestimmtes erfahren.

Nun ging er nach der Post, wo Briefe von Watkins für ihn liegen mußten. Er hatte seit einiger Zeit aus Vorsicht nichts mehr von jenem Manne direkt an sich adressiren, sondern unter fingirter Adresse bei der Post niederlegen lassen. Er fand ein einziges Schreiben ohne besonders wichtigen Inhalt.

Doch Alles dies war ihm ziemlich gleichgiltig, so lang' er von Paulinen ohne Nachricht war. Er ging wieder nach seiner Wohnung, um den nächsten Schritt, der etwa zu thun war, zu überlegen. Kaum war er daheim, als Wolf erschien. Es that ihm wohl, einen befreundeten Menschen zu erblicken, und auch jener schien sich des Wiedersehns höchlich zu freuen.

Wolf, welcher gleiches Schicksal gehabt hatte, war gleichfalls an diesem Morgen entlassen worden.

„Und Sie wollen sich noch beklagen, Freund, weil Sie unschuldig sind? In Deutschland gilt die Regel: Unschuld schützt vor Strafe nicht! — Was sollte ich erst thun, wenn ich mein Recht verfolgen wollte? Bin ich nicht fünf Wochen eingekerkert, gepeinigt und geärgert worden, bloß aus dem Grunde, weil ich einer Versammlung von Menschen das Todtgeschlagenwerden ersparte? O, nein, ich rechne Alles meiner eignen Schuld bei. Warum war ich leichtsinnig genug, nach Deutschland zu gehn! Und wenn wir bedenken, daß wir uns in dem besagten sehr gesegneten und freien — vogelfreien — Lande befinden, so müssen wir uns denn doch gestehn, daß wir unerwartet gut und gnädig weggekommen sind. Sie sind hier so gut Ausländer wie ich, und wir beide sind freigelassen worden, ohne Befehl, das Land binnen so und so viel Tagen zu meiden, ohne Kaution zu stellen, und sogar ohne unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden. Ja, und das ist das Unerhörteste, nicht einmal zu Kosten sind wir verurtheilt worden! Was wollen Sie mehr? Man hat Ihnen bloß ein Manuscript vorenthalten, vielleicht nur, weil es der Untersuchungsrichter ad usum Delphini geeignet findet und daher drucken lassen will. Also widerfährt Ihnen noch besondere Ehre. Die Moral von unserer Geschichte ist: Wenn ihr einen Haufen Tumultuanten seht, die auß Todtschlagen ausgehen, so hindert sie nicht daran, so leicht ihr's auch vermöchtet, wenn euch eure persönliche Freiheit lieb ist.“

„Ich wünschte, scherzen zu können,“ bemerkte Heinrich; „allein die Sache hat mich allzusehr in Nachtheil gebracht.“

„Auch mich, Freund. Vielleicht wär' ich jetzt schon abgereist, während ich nun mindestens noch einen Monat in Deutschland zubringen muß.“

„Das ist mir lieb; wir können dann vielleicht noch mit einander reisen. Für den Augenblick bin ich so verwirrt, daß ich noch gar nicht sagen kann, was ich thun werde.“

„Nur keine Pläne wieder, wie die letzten, Freund! Sie haben dabei kein Glück. Wollen Sie nicht in Ihrem traurigen Vaterlande verdumpfen, so weiß ich nur einen Rath für Sie: Genießen Sie das Leben jetzt, so gut Sie können, und thun Sie gar nichts. Wenn dann der Monat vorüber ist, so halten Sie sich reisefertig und gehn Sie mit Wolf übers Meer.“

„Vielleicht — oder wahrscheinlich. Ach, wie beneid' ich Sie um Ihre Fassung und Ruhe!“

Wolf ging, nachdem er versprochen hatte, sich von jetzt an womöglich täglich sehen zu lassen.

Heinrich aber schrieb in Eile seine letzten Erlebnisse für Watkins nieder. Kaum hatte er diesen Brief beendigt, als an seine Thür geklopft wurde.

Auf sein „Herein“ erschien ein gemein aussehender Mensch von äußerst verdächtigem Ansehn.

Viertes Kapitel.

Der nämliche Tag, an dessen Morgen Heinrich seine Freiheit wieder erhielt, sollte auf Schloß Waldrode festlichen Glanz sehn, — es war der Tag, an welchem Paulinens Vermählung mit dem Baron von Mersdorf stattfinden sollte.

Als Heinrich von der Verlobung benachrichtigt wurde, war der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß seine Verhaftung wohl gar nur auf Betrieb des Grafen unter dem angegebenen Vorwande erfolgt sei, um jede neue Annäherung an Pauline sicher zu verhüten. Dies schien ihm damals um so einleuchtender, als man ihn nicht allzustreng behandelte — denn welchem stark Verdächtigten würde man z. B. Schreibmaterial gestattet haben? Allerdings war es eine irrige Vermuthung; doch blieb immer wahrscheinlich, daß aus ähnlichem Grunde Elisabeth eine Anzeige seiner angeblichen Theilnahme an jenem Tumult gemacht hatte.

Pauline hatte keine Ahnung von dem Geschick, welches ihren Freund so unvermuthet getroffen. Wilhelm war kurz vor ihrer Verlobung nach der Stadt geschickt worden, allein er kam mit der Nachricht zurück: der Herr sei verreist. Aus wohlmeinender Absicht fertigte man in Heinrichs Wohnung mit diesem Bescheide jeden unbekanntem Frager ab. Pauline empfand diese Kunde höchst schmerzlich. Er war verreist, ohne ihr vorher Nachricht gegeben zu haben; sie wußte nicht wohin er und auf welche Zeit er abwesend war.

Von Tag zu Tag fühlte sie sich verlassener und muthloser, und als Wilhelm ein zweites Mal mit demselben ungenügenden Bescheide zurückkam, war sie so niedergebeugt, daß sie fast willenlos dem unaufhörlichen Zureden der Schriegen nachgab und in die förmliche Verlobung mit Ollersdorf willigte.

Dennoch würde sie sich dazu wohl noch nicht verstanden haben, hätte sie nicht fest auf das von Alfred öfters wiederholte feierliche Versprechen gebaut. Sie hoffte, daß es nur eine für sie qualvolle Komödie ohne ernste Bedeutung gelte, und so entwürdigend ihr dies auch erscheinen mochte, so hatte sie doch auch hier noch Vertrauen auf Alfreds Ehrgefühl, welcher deutlich zu verstehn gegeben hatte, daß ein solcher Schritt unumgänglich nothwendig und nicht abzuwenden sei.

Nun sollte jedoch die Vermählung der Verlobung rasch nachfolgen, denn der Baron hatte Gründe, bald nach seinen heimischen Gütern zurückzukehren. Vergebens hoffte Pauline, daß er sich dazu verstehen werde, allein dorthin zu reis-

sen, um später zurückzukehren. Sie wünschte vor Allem Zeit zu gewinnen. Allein nachdem sie einmal in den ersten Schritt gewilligt hatte, schien man der Meinung zu sein, daß sich der zweite und wichtigere ganz von selbst verstände, und es wurden eilig alle Vorbereitungen zur Vermählungsfeier getroffen, ohne daß man ihre ausdrückliche Einwilligung noch für nöthig gehalten hätte.

Eine Woche nach der andern enteilte und jedesmal kam Wilhelm mit der frühern traurigen Botschaft, „daß der Herr noch verweist sei,“ aus der Stadt zurück.

Hatte sich Heinrich absichtlich zurückgezogen, weil er vielleicht zu der festen Ueberzeugung gekommen war, daß er nichts mehr zu hoffen habe? Aber auch in diesem Falle mußte sie sein Benehmen grausam finden. Von Tag zu Tag ward es ihr deutlicher, daß sie ihrem Lebensglück entsagen müsse; — es kam ihr bisweilen vor, als fühle sie ihre Gesundheit angegriffen, und in der That wäre ihr eine schwere Krankheit jetzt das willkommenste gewesen — eine Krankheit wenn einmal jede Hoffnung sterben mußte, die nur mit ihrem Leben endete. Während sie diesem Gedanken nachhing, gewann sie denselben immer lieber — er gestaltete sich gleichsam zur fixen Idee, so daß sie am Ende fest daran glaubte, sie werde bald sterben. Zugleich war dieser Gedanke nun ihr einziger Trost, der es ihr allein möglich machte, mit ruhiger Ergebung die Anstalten zu der verhaßten Verbindung treffen zu sehen. Ihr heißer Wunsch blieb nur, sich noch vor dem gefürchteten Tage auf dem Krankenlager zu finden.

Sie widerstrebte den Absichten der Andern nicht mehr, sie entgegnete nichts mehr; aber sie war auch still, theilnahmslos an Allem.

Dies fiel natürlich den Andern um so unangenehmer auf. Eines Tages, als sie mit der Gräfin allein war, begann diese: „Pauline, du machst deinen frühern Fehltritt gut, indem du dich jetzt ohne Murren unserm Wunsche fügst; allein es muß uns betrüben, daß du dies offenbar nur ungern und widerwillen thust. Deine trübe Stimmung, die mit tiefen Kummer verursacht, läßt dies deutlich erkennen.“

Pauline ergriff die Hand ihrer Mutter; eine Thräne rollte ihr über die Wangen; aber sie trocknete diese und schwieg.

Die Gräfin schien etwas auf dem Herzen zu haben, ohne doch die rechten Worte finden zu können, um der Tochter das Geheimniß mitzutheilen. Sie verschloß es in sich und begnügte sich mit trostreichem Zuspruch und der Andeutung, daß jene durch ihren Gehorsam der Familie einen großen Dienst erweise. —

Es war Paulinen längst klar geworden, daß sie einer besondern, mit ihrem eignen Wohl oder Weh wenig in Verbindung stehenden Absicht zum Opfer fallen sollte. Allein welcher Art diese Absicht sei, mochte sie nicht fragen. Sie hatte sich ergeben und es war ihr nun gleichgiltig, warum sie geopfert würde.

Indeß täuschte sie sich dennoch selbst, wenn sie glaubte, in ihrer Apathie nunmehr Alles ohne neues Erwachen des alten Schmerzes ertragen zu können. Je näher der verhäng-

nißvolle Tag rückte, um so verzweifelter ward ihre Stimmung, wenn sie des verlorenen Freundes gedachte.

Sie konnte endlich den heißen innigen Wunsch nicht mehr zurückweisen, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, zu sprechen und den schmerzlichen Abschied von ihm zu nehmen. Noch am Tage vor der Vermählung war Wilhelm abgeschickt worden — freilich nur, um auch diesmal ohne Trost zurückzukehren.

Pauline hatte eine schreckliche Nacht zugebracht, halb unter wirren quälenden Traumbildern, halb unter Thränen. So fand sie die Morgensonne, als diese die Gardinen ihres Schlafgemachs mit dem ersten Strahl vergoldete.

Der Gedanke, daß dies der Tag sei, wo sie Allem, was ihr theuer, unwiderruflich Lebewohl sagen sollte, drohte sie zu tödten.

Am nächsten Morgen schon wollte der Baron mit ihr abreisen.

Gern hätte sie sich selbst den Tod gegeben, um jenem Geschick zu entgehen. Aber eine unsichtbare Hand hielt sie von dem fürchterlichen Schritte zurück.

„O Gott, laß ihn mich wenigstens noch einmal sehen!“ rief sie.

Halb war es glühender Wunsch und Gebet, halb feste Zuversicht — sie mußte ihn noch ein letztes Mal sprechen.

Fast bewußtlos geschah es, daß sie eilig einige Worte niederschrieb, und das Blatt siegelte. Dann kleidete sie sich selbst, ohne Bedienung zu rufen, an. Es war so früh am

Morgen, daß die meisten Schloßbewohner noch in tiefem Schlafe lagen. Ein Blick aus dem Fenster belehrte sie, daß Wilhelm bereits bei seinen Beeten im Garten beschäftigt war.

Lautlos schwebte sie hinab und eilte nach der Laube, wo sie den Arbeiter durch ein Zeichen zu sich rief.

Wilhelm näherte sich sogleich.

„Du mußt heute noch einmal nach der Stadt, Wilhelm.“

„O, gnädige Gräfin, das thut mir von Herzen leid — aber ich darf es, wie Sie wissen, ohne besondern Auftrag nicht wagen“ —

Ein Blick auf Paulinens leidendes Gesicht schien den guten Burschen zum innigsten Mitleid zu bewegen und er fuhr fort: —

„Wenn Sie einen Brief zu besorgen haben, so kann ich Ihnen jedoch dafür stehen, daß dieser durch einen meiner Freunde so gut und sicher wie durch mich selbst bestellt werden soll.“

„Aber, Wilhelm“ —

„Erlauben Sie, gnädige Gräfin, Sie dürfen ganz unbesorgt sein. Hätt' ich keinen zuverlässigen Freund, so würd' ich mich nicht unterstehn, dies vorzugeben. Leichtsin ist nicht meine Untugend. Ich weiß, wie sehr Sie mich durch Ihr Vertrauen ehren. Mein Freund kann dann auch an mich die Antwort abgeben und sie erhalten dieselbe durch mich.“

„Ich muß mich schon auf dich verlassen, guter Wilhelm. Aber es hat Eile — hörst du? noch diesen Morgen. Wenn der Herr noch nicht zurück sein sollte, so wird der Brief nicht abgegeben.“

Wilhelm empfing das Briefchen und Pauline eilte wieder nach ihrem Zimmer. Jener aber begab sich wenige Minuten nachher ins Dorf hinab, wo er an einer der unscheinbarsten Hütten anklopfte. —

So bescheiden war die Arme geworden in ihren Wünschen, daß sie sich schon an der bloßen schwachen Hoffnung, ihn noch ein einzigmal zu sehn, erquicken konnte. So ist es auch dem Armen, der zum Nichtplatz geführt wird, während sich Alles scheu vor ihm zurückzieht, ein Labsal, wenn er unter der fremden Menge noch ein einziges feuchtes Auge erblickt, welches seinem Schmerzengange theilnehmend folgt. Und wenn, wie es nur zu wahrscheinlich war, der Bote auch heute wiederkehrte ohne eine tröstliche Kunde? Dieser Gedanke war zu schrecklich für sie, als daß sie ihm hätte nachhängen können. Sie war überhaupt kaum noch des Denkens fähig, ihr Zustand war traumartig, und jedem, der sie betrachtete, mußte sie völlig fühllos erscheinen.

Binnen wenig Stunden sollte sie geschmückt werden, um in der alten Schloßkapelle, die bereits festlich verziert und aufgeputzt worden, einem verachteten Manne ihre Hand zu reichen. Sie traute sich selbst nicht Kraft genug zu, um sich während jener Ceremonie aufrecht zu erhalten.

Nur wenig Gäste wurden erwartet, einige Nahbefreundete, die man hatte einladen müssen.

Wie sollte sie dann den Rest des fürchterlichen Tages überstehn!

Aber Pauline selbst dachte jetzt daran nicht. Sie beschäftigte sich nicht mit den nächsten Scenen; all ihr Gefühl und Sinnen war auf den Augenblick gerichtet, wo ihr einziger Freund noch einmal vor ihr stehn mußte — mußte! Denn obwohl diesmal jeder Andre, wenn sie anders Vertraute gehabt hätte, über ihr festes Vertrauen mitleidig gelächelt haben würde, sie glaubte fest, unerschütterlich an dieses Wiedersehen.

Sogar Wilhelm, vielleicht der einzige im ganzen Schlosse, der wahres und inniges Mitleid mit ihr empfand, fühlte dies jetzt doppelt erregt, da er sich überzeugt hielt, daß er ihr nur betrübte Kunde würde bringen können. Langsam und nachdenklich kehrte er zurück und schüttelte heimlich den Kopf über die hochzeitlichen Anstalten.

Fünftes Kapitel.

Jener Mann, welcher bei Heinrich eintrat, glich in seinem Außern ganz einer solchen Gestalt, welche dem Wanderer, dem sie im einsamen Walde begegnet, gerechte Besorgniß einzulösen vermag.

Das trozige wilde Gesicht warf einen raschen prüfenden Blick auf den Bewohner des Zimmers, gleichsam um sich zu überzeugen, daß man den rechten Mann vor sich hätte.

„Was wollen Sie?“ fragte Heinrich ziemlich barsch.

„Ich will nichts,“ entgegnete der Mann, dessen Antwort um so auffälliger klang, als er allerdings tausend Dinge zu bedürfen schien. Sein Rock war mit unendlichen Flecken besetzt, deren nicht sehr kunstgerechte Rätze sich allenthalben gegen die morschen Stoffe empörten. Die übrigen Kleidungsstücke, wenn die Lumpen überhaupt diesen Namen verdienten, waren von gleicher Art. Das struppige Haar des Mannes und der noch wildere ohne Pflege wuchernde Bart um-

gaben ein Gesicht, welches, wahrscheinlich in Folge des Brantweingenußes, eine ebenso ungewöhnliche als auffällige Färbung zeigte.

„Ich will nichts,“ entgegnete er, „aber ich bringe Ihnen etwas.“

Mit diesen Worten übergab er Heinrich Paulinens Brief. „Wer hat Ihnen dies gegeben?“ fragte der erstaunte Empfänger, der den kurzen Inhalt des Papiers rasch überblickte.

„Ein Freund,“ antwortete der Mann, „der Ihnen unter dem Namen Wilhelm bekannt ist.“

Diese Erklärung beseitigte bei Heinrich alles Mißtrauen. Inzwischen richtete er noch einige Fragen an den Boten.

„Glaub's wohl, daß Sie mich nicht kennen,“ entgegnete derselbe. „Desto besser kenn' ich Sie. Nichts für un- gut, aber ich muß Ihnen doch gestehn, daß wir Leidensgefährten sind. Erst vor zwei Tagen hat man mich aus dem Gefängniß entlassen, wo ich aus demselben Grunde wie Sie eingesperrt war.“

„Wegen des Lärms in Waldrode?“

„Ganz recht. Man mußte mich schon gehn lassen, da man mich nicht überführen konnte. O, unsre Leute können treu und fest sein, wie Stahl, sobald sie nur wollen. Freilich hab' ich unterdessen meine Arbeit verloren. Ich brauchte deswegen nicht zu hungern, wenn ich die Unterstützung der Freunde annehmen wollte; aber das mag ich nicht und un- sereins weiß sich schon durchzubringen. Aber den Teufel auch, jetzt müssen wir von andern Sachen reden! Ich bin

hier, um dem Wilhelm Antwort von Ihnen geben zu können. Am liebsten ist mirs, wenn Sie Ihren Bescheid aufschreiben, dann hab' ich nicht viel zu merken."

Das Briefchen enthielt nur die wenigen Worte: „Heute werd' ich mit dem Baron Ollersdorf vermählt und morgen soll ich mit ihm Waldrode verlassen. Ich muß dich noch einmal sprechen, eh' ich auf immer fortgehe, theurer Freund! Sei in der kommenden Nacht, aber erst nach Mitternacht, im alten Saal. Ich werde mir Einsamkeit zu verschaffen wissen, um dich an jenem Orte treffen zu können. P." —

Der Bote wiederholte sein Begehren wegen sofortiger Antwort. Heinrich, sobald er jene Worte nochmals überlesen, sah vor sich nieder, auf das Blatt starrend, und schien völlig vergessen zu haben, wo er sich befand und wer bei ihm war. Der Mann mußte ihn ein drittes Mal erinnern, eh' er zum Bewußtsein kam. Allein er war in diesem Augenblicke der ersten Ueberraschung unfähig ein Wort zu schreiben oder zu überlegen.

„Hören Sie," sagte er, „meine Antwort ist ein einfaches Ja."

„Hm!" meinte der Bote, „das läßt sich hören und auch merken. Verlassen Sie sich darauf, ich werde Wilhelm kein Nein überbringen. Aber in diesem Augenblick bin ich einmal noch hier — nichts für ungut, aber sie scheinen etwas zerstreut — haben Sie wirklich nur das kleine Wort zu sagen? Das lohnt ja kaum der Mühe, um deshalb den langen Weg zu machen."

Heinrich legte dem Manne, während er völlig überhörte, was derselbe sprach, eine überreichliche Belohnung in die Hand.

„Ein Botenlohn verschmäh' ich nicht,“ sagte jener; „allein da scheinen Sie sich doch vergriffen zu haben. Gott behüte mich, daß ich mir Ihre Zerstreuung zu Nutz mache.“

Heinrich hörte ihn nicht.

„Sein Sie zuverlässig,“ sagte er, während er an ganz andere Dinge dachte, „ich werde Sie belohnen.“

„Na, die Zeit drängt, wenn ich die Abfahrt nicht versäumen soll,“ fuhr der Mann fort. „Ich will denken, ich sei eine Zeitlang voraus bezahlt. Ich hab' Ihre Antwort und empfehle mich.“

Bögernd entfernte er sich, indem er vergebens Heinrichs Aufmerksamkeit noch einmal zu erregen hoffte. Der letztere bemerkte nicht, daß er allein war. Noch lange blieb er, immer in derselben Stellung, die Augen auf das Papier geheftet, wie betäubt stehen. Es schien, als kostete es ihn unendliche Mühe, den Sinn der einfachen Worte zu begreifen. Als dies endlich geschehn war, ärgerte er sich über seine Niedergeschlagenheit und das zerstreute Wesen, wodurch er gehindert worden war, den Boten noch um Das und Jenes zu befragen.

„Ich werde sie erst nach der Ceremonie sehn können,“ sagte er zu sich selbst. „Ist es nicht ein neuer tückischer Streich des Geschickes, daß mir erst jetzt die Nachricht wird? Einen Tag früher — und vielleicht hätte sich Alles verhindern lassen! — Und wie mag sie in den letzten Wochen ge-

litten haben! Wie oft mag ihr Bote hier gewesen sein — O, daß ich so befangen war, so meiner selbst nicht mächtig, daß ich nicht einmal mehr weiß, was der Mensch sagte. Allein ich versprach zu kommen und das muß ich halten. Nach der Vermählung! — Wie soll sie es in dieser Nacht möglich machen, mich zu sehn?

„Doch ich muß kommen! — Was geht mich, was geht sie die lächerliche Ceremonie an? Sie ist bereits meine Gattin — sie soll mir durch keine Ceremonie entrisfen werden.

„Jenes verworfene Weib hatte Recht, da sie sagte: ihr seid zu sehr Wortphilosophen. Aber ich will da eine Ausnahme machen. Es kann nicht Alles verloren sein, sonst würde sie mich nicht rufen.“ —

Unter solchen Selbstgesprächen schickte er sich an, um auf denselben Wegen, wie schon früher, Waldrode und den alten Saal daselbst zur bestimmten Zeit zu erreichen. Er sah ein, daß es heute noch weit nöthiger sei, sich von niemand bemerken zu lassen, und um auf den wenig betretenen Umwegen sein Ziel zu erreichen, mußte er bei Zeiten aufbrechen. Er richtete sich darauf ein, nöthigenfalls gar nicht wieder zurückkehren zu müssen. Sogar seine Pistolen steckte er zu sich, die er bei Alfred auf dem Kampfplatze zurückgelassen, bald nachher jedoch zugeschildt erhalten hatte. Er wollte auf alle Fälle gefaßt sein und wünschte sogar sehnlich, die Sachen so gestaltet zu finden, daß er sogleich Gelegenheit zum Handeln hätte.

Heinrich trat seine Wanderung an, nachdem er in der Eile alles so angeordnet hatte, um diese Stadt nicht wiedersehen zu müssen, obwohl er von Niemand Abschied nahm und wie ein gewöhnlicher Spaziergänger aus dem Thore ging.

Die Erschütterung, welche die heutige Nachricht in ihm hervorgebracht, und die damit verbundene Stimmung, worin er alles nur instinktmäßig, unwillkürlich, ohne klare Besonnenheit that, verließ ihn zwar mehr und mehr, während er im Freien durch eine anmuthige Gegend rüstig dahin schritt; allein je klarer er sich aller Umstände bewußt ward, um so heftiger ward auch sein Schmerz und seine Unruhe. Er hatte jetzt gar keine Bürgschaft für die Erreichung seiner Absichten; er hatte keine Ahnung von der Stimmung Paulinens und welche Ansichten diese jetzt über die Lage der Dinge hegen mochte. Mußte sie nicht Allem entsagt haben, bevor sie ihre Einwilligung zu der Vermählung geben konnte? Diese hatte jetzt sicherlich schon stattgefunden und war es daher nicht offenbare Thorheit, wenn er nun noch im Stande war zu hoffen? Wollte sie überhaupt mehr, als Abschied von ihm nehmen? Und wenn dieser vorüber, wenn es ihm überhaupt vergönnt worden war, sie noch ein letztes Mal zu umarmen, mit welchen Empfindungen sollte er dann seinen traurigen trostlosen Rückweg antreten?

„Das Schicksal,“ dachte er, „wird mir selbst die Hand geführt haben, als ich diese Pistolen lud und zu mir steckte.“ Es kam ihm der düstere Gedanke, im äußersten Falle, der zugleich der wahrscheinlichste war, sich bis zum andern Tage in Waldrode versteckt zu halten und im Augenblick der Ab-

reise erst den Räuber seines Glücks und dann sich selbst zu tödten. Er glaubte sich zu Allem berechtigt, nachdem ihn sein Geschick Schlag auf Schlag so tückisch behandelt hatte, nachdem ihm jede Hoffnung vernichtet worden.

Er fluchte der Zeit, die ihm viel zu träge verging, und noch zwischen dem heißersehnten Wiedersehn stand, während ihm gleichwohl mit jedem Schritte, der ihn dem Ziele näher brachte, bänger zu Muth wurde.

Im letzten Orte vor Waldbrode hielt sich der Wanderer eine kurze Zeit auf. Er sah eine Nacht vor sich, wo er all seine Kraft nöthig haben konnte, die körperliche so gut wie die geistige, denn es konnten viele Stunden vergehen, während deren er vergebens in dem kalten Ahnensaale zu warten hatte. Er forderte Wein, der hier besser zu haben war, als sich von einer schlechten Dorfschenke erwarten ließ, und das Getränk war seinem Gemüthszustande wenigstens insoweit heilsam, als es die lähmende Bangigkeit verbannte, die ihn bis hieher begleitet hatte.

Als Heinrich seinen Weg wieder antrat, war es eben noch hell genug, um ihn die graue Schloßwarte von Waldbrode in der Ferne erkennen zu lassen. Bald wurden die Abendsschatten dunkler und als er das Dorf erreichte, war es bereits vollkommene Nacht. Ungestört gelang es ihm, den mühsamen Weg durch die verschiedenen öden Räume des Schlosses nach dem Ahnensaale zurückzulegen.

Während er erst eine Zeitlang, an einen der Fensterpfeiler gelehnt, hinaus in die Nacht schaute und dann, von der langen Wanderung ermüdet, sich auf dem schon bekannten

alten Stuhle niederließ, bot sich ihm reichlicher Stoff zu Betrachtungen. Das Geräusch der Festfeier konnte nicht bis hieher dringen, wo ihn die tiefste Stille umgab; aber er stellte sich das Opfer dieses Tages vor, wie sie jetzt genöthigt war, sich unter einem Schwarme lästiger Menschen, um so lästiger, weil sie fröhlich waren, zu bewegen, vielleicht auch heiter zu scheinen und fade Scherze zu belächeln. Es fehlten noch drei Stunden an Mitternacht und folglich konnte er aller Wahrscheinlichkeit nach deren noch vier in Einsamkeit hier zubringen müssen, während er sich mit der gerechten Sorge peinigen mußte, ob sich Pauline im Stande sehen würde, ihr Versprechen zu halten. Die Verhältnisse mußten sich ganz eigen gestalten, wenn es der Braut möglich werden sollte, sich hieher zu ihm zu stellen.

Schon hatte er länger als eine Stunde seinen trüben Betrachtungen nachgehungen, als sich an einer der Seitenthüren ein Geräusch vernehmen ließ. Wer konnte zu dieser Zeit sich hieher verirren? Heinrich trat hinter einen Pfeiler, voller Erwartung, wer diesen Aufenthalt zu so ungelegner Stunde zu theilen beabsichtigte. Er dachte an einen neuen Verrath und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Er hörte, wie jemand eintrat und die Thür leise und vorsichtig wieder schloß. Der Nachtwandler schritt behutsam gerade auf jenen Lehnstuhl zu und ließ den Schein einer Blendlaterne darauf fallen.

„Noch nicht hier,“ sagte der Mann, denn als solchen verrieth ihn schon sein Gang, halblaut für sich; allein Heinrich erkannte sogleich diese Stimme.

„Wilhelm?“ fragte er, während er aus seinem Winkel trat.

„O, da sind Sie doch schon!“ erwiderte in leisem aber freudigem Tone der ehrliche Bursche. „Wie gut, daß Sie doch endlich gekommen sind! Es fällt mir damit ein Stein vom Herzen. So hat sie sich am Ende nicht getäuscht, das arme Fräulein — oder die arme gnädige Frau muß ich vielmehr sagen, denn das ist sie doch jetzt.“

„Also hat die Vermählung stattgefunden — nun, ich wußt' es ja. Wie befindet sich die Dame, Wilhelm? Ach, setzen Sie die Laterne bei Seite, ich habe viele Fragen zu thun.“

„Schade, lieber Herr! — ich werde keine langen Antworten geben dürfen, denn ich muß Acht haben, daß mich niemand vermißt. Käme man mir auf die Spur, so wär' auch die Ihrige entdeckt. Also bitt' ich Sie, kurz zu fragen. Was haben Sie mir aufzutragen?“

„Wenn die stolzen Leute wüßten, daß sich eine der Ihrigen den verjagten Fabrikarbeiter zum Vertrauten erwählen mußte“ — dachte Heinrich. — „Nun, sagen Sie, wie geht es hier? Ist die junge Herrschaft wohl? Sind viel Gäste anwesend?“

„Ach, Herr,“ antwortete Wilhelm, „eine solche Hochzeit ist wohl kaum noch erhört worden. Alles still und traurig. Die wenigen Herrschaften, die zugegen waren, haben bereits wieder Abschied genommen. Die Braut befindet sich nicht wohl und hat sich schon seit mehrern Stunden zurückgezogen. Natürlich, daß dann die Andern auch nicht

fröhlich sein konnten. Nun vermag sie aber trotz alldem doch nicht sobald hieher zu kommen und Sie werden sich wohl noch lange gedulden müssen“ —

„Aber ich werde doch nicht vergebens warten. Reden Sie, Wilhelm, Sie haben einen Auftrag erhalten?“

„Ich habe Ihnen wenig mehr zu sagen, als Sie um Geduld zu bitten. Es freut mich nur, daß Sie mein Freund gefunden hat. Der Mensch hat mehr Glück als ich, wie ich sehe. Ich bin fünf Mal in Ihrer Wohnung gewesen und immer hieß es, Sie wären noch verreist, und niemand wollte mir sagen wohin oder auf wie lange. Ich glaube, daß Fräulein selbst konnte nicht trauriger sein als ich, wenn ich immer so vergebens nachfragte und so trostlos heimkehrte. Ich habe Auftrag, Ihnen hier einige Erfrischungen zu bringen, deren Sie in dieser langen Einsamkeit wohl bedürfen werden.“

„Wilhelm ließ das Licht der Laterne auf einige eßbare Gegenstände und eine Flasche Wein fallen, die er mitgebracht hatte.

„Diesen Imbiß nehmen Sie nur wieder mit,“ sagte Heinrich; „nur den Wein werd' ich brauchen können.“

„Ja, 's ist ziemlich kühl und unangenehm hier, und ich denke, Sie werden noch lange Ihrer eignen Gesellschaft allein überlassen bleiben. Auch das Licht darf ich Ihnen nicht zurücklassen. Nun, 's ist auch nicht nöthig hier, denn es gibt da wenig Erbauliches zu beleuchten. Lieber Herr, wenn Sie keinen Befehl weiter für mich haben, so erlauben

Sie, daß ich mich gleich wieder entferne. Die Vorsicht verlangt das durchaus.“

„Ich weiß nichts, Wilhelm. Zwar sprach ich gern noch mancherlei mit Ihnen; aber Sie haben Recht: 's ist besser, wenn Sie gehn, um bei Ihren Kameraden kein Aufsehn zu erregen.“

Wilhelm wünschte gute Nacht und verschwand wieder.

Heinrich vermuthete, daß Pauline wohl nur ein Unwohlsein gezeigt habe, um sich eine Möglichkeit zu verschaffen, ihn aufsuchen zu können. Es freute ihn, als er hörte, daß keine laute Lustbarkeit im Schlosse stattfände. Er nahm seinen Sitz wieder ein und begann sich mit Vermuthungen zu beschäftigen, wie hier Alles noch enden werde. Einen Entschluß wagte er selbst noch nicht zu fassen; er mußte erst hören, wie Pauline gesinnt sei und ob sie in der That ihm gänzlich entsagt habe.

„D, daß ich sie überzeugen könnte,“ dachte er, „wie wichtig die Ceremonie für uns sein muß, welcher sie sich heute unterzogen hat. Sie bricht kein Wort, sie ist gezwungen worden, und wenn sie meine Ueberzeugung theilt, so verläßt sie noch in dieser Nacht das Schloß mit mir, und die Morgensonne findet uns weit genug, um der Verfolger zu spotten. Ich besitze alle Mittel noch, unser Fortkommen aus diesem Lande zu sichern — warum sollte sie sich weigern?“

Die nächsten Stunden entschwanden ihm schneller, als er gehofft hatte. Mitternacht war bereits vorüber, als sich jene Thür wieder öffnete — jetzt konnte sie erscheinen. Er lauschte mit gespannter Erwartung, und er hatte sich nicht

getäuscht. In der nächsten Sekunde hielt er Paulinens bebende Gestalt in seinen Armen.

Wohl war es ein Glück für ihn, daß dieser Raum in dicke Finsterniß gehüllt war. Das durch langen Kummer und Schmerz angegriffene bleiche Antlitz der Unglücklichen würde ihn tief erschüttert haben. Das war nicht mehr das heitere blühende Mädchen, welches er gekannt hatte; nicht mehr die frische Rose — nur eine vom Gram gebeugte, geknickte Lilie. Lange hielten beide einander sprachlos umfassen, als scheute sich jedes, zuerst das Wort zu ergreifen — jedes Wort konnte ja nur eine Wunde schmerzlich berühren — keines konnte dem Andern Balsam für das Weh bieten, welches Beide erfüllte.

„O, Welch' ein Wiederfinden, mein Freund!“ sagte sie endlich leise. „Welch' schmerzvolles Wiederfinden — nur um auf ewig zu verlieren! Der Gedanke tödtet mich — und — o Gott! — daß er mich tödten wird, ist mein letzter, einziger Trost!“

„Sprich nicht so, theure Pauline,“ entgegnete Heinrich, während er ihre heißen Küsse erwiderte. „Noch ist nicht Alles verloren — nein, wir dürfen nichts verloren geben. Es war ein böses Verhängniß, welches uns getrennt hielt; aber wir werden einander gehören und keine Macht der Erde soll uns wieder voneinander reißen. Ich beschwöre dich, theures Herz, beruhige dich, fasse dich, und alles wird gut werden“ —

„Ach, Heinrich, du suchst mich zu trösten, da doch aller Trost unmöglich geworden. Du bedenkst nicht, daß dies die

letzte Stunde ist, die uns vergönnt blieb. Noch ein Tag, und wir sind auf ewig geschieden. Schon morgen werden viele Meilen zwischen uns liegen. Aber ich werde nicht lange auf dem fremden Boden wandeln, wenn ich ihn auch erreiche — bald, bald wird er mich decken — die einzige Wohlthat, die mir das fremde verhaßte Land bieten kann!“

„Du marterst dich mit düstern Bildern, gute Pauline! Nein, fasse dich — raffe deinen frühern Muth zusammen! Die Freude des Lebens ist noch nicht todt für uns. Denke, es seien trübe Wolken, die über unsern Horizont ziehen; aber sie gehen vorüber, eine heitre Sonne wird uns wieder lächeln. Beim Himmel, es ist nicht meine Absicht, dir diese Stunde des Wiedersehns nur durch nichtigen Trost zu erhel-
len, um dich dann einer desto traurigern Nacht zu überlassen; nein, ich spreche aus fester Ueberzeugung.“

„Du täuschest dich selbst, Heinrich. Du vergißt die Verhältnisse, welche mich jetzt binden, um mich ewig von dir zu trennen. Muß ich es doch schon als ein Wunder betrachten, daß es mir gelang uns diese Stunde zu gewinnen. Ich habe mich kränker gestellt, als ich es bin — denn ich leide in der That, Heinrich, der lange Gram hat sein Recht bei mir geltend gemacht; — ich bestand darauf, allein zu sein. Sie schlafen jetzt Alle im Schlosse; das traurige Fest, wenn es diesen Namen verdiente, mußte schnell enden. Ich ertrug den schrecklichen Tag nur im Gedanken an diese Stunde, die mir der gütige Himmel noch gewährt hat. Allein sie vergeht rasch und der Morgen“ —

Heinrich unterbrach sie, indem er ihr aufs Neue tröstend zusprach. Dann unterrichtete er sie von dem mißlichen Umstande, der ihn betroffen und der jede Gemeinschaft zwischen ihnen unmöglich gemacht hatte; er schilderte ihr seinen entsetzlichen Zustand, während er bereits Alles ahnen konnte, was sich hier zutragen würde, da er sich doch außer Stande sah, irgend etwas zu thun, um sie vor den unheilvollen Schritten zu bewahren. Er schilderte ihr seinen Schmerz, womit ihn schon der Gedanke erfüllen mußte, daß sie ihn für wankelmüthig halten, an seiner Neigung zweifeln und glauben könne, er habe sich willkürlich entfernt, um keinen Theil mehr an ihrem Schicksal zu nehmen. „O, es waren schreckliche Tage und Wochen, die ich verleben mußte, ohne Trost und Nachricht, der Verzweiflung hingegeben!“

„Und was hättest du hier für uns thun können, Freund?“ erwiderte sie. „Es blieb keine Rettung, ich sah mich bedrängt, und in der Bedrängniß aller Hilfe beraubt. Selbst Alfred, der es gewiß mit seinem Versprechen ernst gemeint hatte, scheint an dessen Erfüllung nicht weiter gedacht zu haben, weil er sie nicht mehr für nöthig hielt; er wählte vermuthlich, ich habe mich in Alles ergeben und suche keine Rettung mehr. Scheinbar war dies der Fall und ich begehrte auch von dem Bruder keine Hilfe. Eine sehr, sehr schmerzliche Erfahrung hat man mich erst heute noch machen lassen. Bisher hatte man mich immer zu gewinnen gesucht, indem man mir andeutete, daß ich dem Wohle der Familie ein Opfer bringen sollte, ein Opfer, dessen Grund mir noch Geheimniß bleiben mußte, der jedoch von der bedeutendsten

und ernstesten Art sei. Ich verlangte keine nähere Erklärung und man würde mein Verlangen auch schwerlich befriedigt haben. Ich weiß nicht, ob irgend Etwas, war's auch der Untergang der Meinigen selbst, im Stande gewesen sein könnte, mich dir zu entfremden; ich glaub' es nicht. Dennoch aber würde mir's später vielleicht ein Trost, wenn auch nur ein Scheintrost, gewesen sein, wenn ich mir hätte sagen können: Du hast dich auf würdige Weise zum Besten der Deinen geopfert. Klügllich hat man nun, wie gesagt, jede Aufklärung bis zu dem Augenblicke vermieden, wo man des Zieles völlig sicher zu sein glaubt, bis heute. Ach, Heinrich, ich schäme mich in der Andern Namen, dir zu gestehn, daß ich verkauft bin — ja, verkauft. Heute, nach der Vermählung, hat man mir's gestanden, um mir auch noch das liebende Andenken an die Meinen zu verleiden. Du wirst es kaum begreifen, wirst es nicht glauben, und doch ist es so. Mein Vater ist dem Baron sehr verpflichtet, das heißt: er schuldet ihm bedeutende Summen, und den Schuldschein hat die Verbindung des Gläubigers mit mir zerrissen.“

„Und du konntest dich dem Allen fügen, Pauline? Aber ich will dir ja keinen Vorwurf machen, armes Kind! Du mußt dich auch von mir verlassen glauben, da du keine Ahnung von meinem Geschick haben konntest. Ich hatte Gelegenheit mich bei meinen Richtern auf die Bekanntschaft mit deiner Familie zu berufen und ich weiß, daß man beim Grafen die Bestätigung dieser Angabe eingeholt hat. Ich hoffte, daß du durch ihn Kunde von meinem Gefängniß erhalten solltest, sehe aber leider, daß davon absichtlich geschwie-

gen worden ist. Ich weiß was ich selbst gelitten habe und kann mich deutlich in deinen trostlosen Zustand versetzen. Du wußtest nicht anders zu handeln und mußtest mit dir geschehn lassen, was man für gut fand. Aber sie durften dich nicht verkaufen, Pauline! — sie konnten nicht — oder wenn sie es dennoch thaten, so waren sie im Irrthum und der schändliche Kauf ist ungiltig.“

„Es steht nicht mehr in unsrer Macht, ihn rückgängig zu machen.“

„Doch, doch! — O, von diesem Augenblick — vergib mir's, Pauline, aber ich muß die Deinen von jetzt an hassen. Und diese stolzen Menschen fühlten keine Scham, daß sie dir sogar jene Gemeinheit gestanden! — Aber der saubere Handel gilt nicht, sei deß versichert — du warst bereits mein, Pauline! Besinne dich, du bist meine Gattin, und die zweite Vermählung ist ungiltig, ungiltig vor Gott und seinem Rechte, wenn auch nicht vor den Menschen!“

Sie antwortete nur durch einen schmerzlichen Seufzer. Es entstand eine kurze Pause. Plötzlich aber drückte sie den Geliebten inniger an sich und sprach:

„Ja, du hast Recht, Heinrich! ich gehöre nur dir an — und jenes Mannes Gattin werd' ich nie, nie sein. Es soll mich kein Andern besitzen als du. Sie werden mich, vielleicht schon nach wenigen Stunden, zwingen, dem fremden Manne zu folgen, aber seine Gattin werd' ich nimmer. Und ich weiß doch auch, daß er mich nicht bis zu seiner traurigen Heimat bringen wird; ich weiß sicher, daß mich der Tod schon früher erlösen wird.“

„Ich bitte dich, Pauline, sprich nicht so! Theile meine freundlichere Ueberzeugung, die keine trügerische ist, und verbanne alle düstern Betrachtungen. Laß uns die kurze Frist, die uns heute noch vergönnt ist, dazu nützen, um gemeinsam zu berathen und zu beschließen, was uns zu thun bleibt.“

„O Gott, ja, es bleiben uns nur noch Minuten! Jeder Augenblick, wo ich hier weile, ist mit Gefahr verbunden — mit Gefahr für dich, denn ich selbst habe keine mehr zu fürchten.“

„Pauline, wenn du mich liebst, so vergiß die traurige Gegenwart und richte mit mir deine Gedanken auf die Zukunft, die unser gehört und alles Leid vergüten wird. Hast du noch Muth, hast du noch Vertrauen genug zu mir, um mir zu folgen? Bedenke, daß dich hier nichts bindet — die unwürdige Behandlung hat da jedes Band zerrissen — du gehörst nur mir an, — willst du mir folgen? Ich baue dein Heil nicht auf eitle Hoffnung oder auf Zufall; Mittel und Wege stehn mir zu Gebot, uns sicher zu flüchten — willst du mir folgen?“

Sie schwieg und nach einigen Augenblicken begann Heinrich wieder:

„Du wirst, wie du sagtest, schon am kommenden Morgen abreisen sollen? Kennst du den Weg, den ihr einschlagen werdet? Welche Städte werdet ihr berühren?“

Sie nannte ihm die Orte und bemerkte, daß Ollersdorf sich in Danzig einige Tage aufzuhalten gedente.

„Gut! So bin ich des Gelingens gewiß. Ich werde dich in Danzig sehen und befreien. Ich bedarf dann keiner weitern Nachricht. Du wirst nichts zu thun haben, als bereit zu sein, mir zu folgen. Ich werde die geeignete Stunde zu wählen wissen und jeder Gefahr vorbeugen. Nur eines ist nöthig, was dir nicht schwer fallen kann, da sie dich schon für unwohl halten: — du mußt die Reise um zwei oder drei Tage verschieben und sodann Sorge tragen, daß der Reiseplan nicht geändert wird. Auch der letztere Fall würde nichts schaden, wofern du mir dann nur bei Zeiten Nachricht geben könntest, die mich in Danzig treffen mußte. Alles Andre überlaß mir; ich werde dich retten und mir gewinnen. Folge getrost nach einem oder zwei Tagen dem Baron — du kennst das Ziel, wo du von ihm erlöst wirst. Ich bedarf des kurzen Aufschubs nur, um noch einige Anstalten treffen und Euch zuvorkommen zu können. Doch, du schweigst, Pauline? Fühlst du die Kraft nicht mehr in dir, dich zu entschließen? willigst du nicht ein?“

„Theurer Freund, du weckst Hoffnungen in mir, die mir fremd geworden waren — ich hatte so ganz entsagt — und kaum wag' ich noch zu hoffen — ich fühle mich so gebeugt, so vernichtet, daß ich selbst zur Hoffnung zu schwach bin“ —

„Dein Muth wird sich beleben, ich zweifle nicht daran. Sage nur, daß du einwilligst, und ich kann dir versprechen, daß nach wenigen Tagen alles Leid hinter uns liegt.“

„Ich willige in deine Wünsche, ich habe keinen Willen als den deinen, Heinrich! Was du auch unternimmst, ich werd' es gut heißen und zu Allem bereit sein.“

„Diese Worte geben auch mir das Leben wieder! Sie werden mir den Abschied von dir erleichtern, denn ich weiß nun, daß er nur für kurze Zeit gilt.“

Heinrich war seiner Sache in der That gewiß. Er wußte, daß sein Plan gelingen mußte, sobald die Reisenden jene Stadt berührten, wo er die geeigneten Verbindungen besaß, die ihn in Stand setzten, sich mit der Entführten längere oder kürzere Zeit verborgen zu halten, bis sie sich einschiffen konnten. Er gab ihr noch einige Andeutungen hinsichtlich dieser Verhältnisse, um sie zu ermuthigen. Sie wiederholte, das ihre getreulich thun zu wollen, und in der That schien die Aussicht auf Rettung ihren Muth zu beleben und ihr Gemüth in eine minder düstre Stimmung zu versetzen. Nachdem alles Nöthige genau erörtert und besprochen war, bot er alle Beredsamkeit auf, um ihren Gedanken vollends eine freundlichere Richtung zu geben und dies gelang ihm, zu seiner eigenen Freude, wenigstens scheinbar.

Sie theilte ihm ihr Gespräch mit Alfred vom letzten Morgen mit und wie derselbe den lebhaften Wunsch ausgedrückt hatte, das alte freundliche Verhältniß erneuert zu sehn.

„D, ich kenne das schon,“ erwiderte Heinrich; „er gibt seine Freundschaft nur auf Bedingung. Ich hab' ihm das selbst schon gesagt. Ein rechnender, kaufmännischer Freund! Dergleichen kann uns nicht mehr kümmern. Auch hass' ich ihn jetzt, so sehr wie die Andern, denn er hatte Theil an dem

Handel mit dem Baron. Ich kann keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben, verböte dies unser Plan auch nicht ohnehin. Wir verlassen eine Heimat, Pauline, die wir schon verloren haben, jetzt, da wir noch darin sind. Sie ist uns zum Gefängniß geworden. Aber wir gehen einer neuen entgegen, die uns freundlich aufnehmen wird, wo wir frei und glücklich sein werden. Sei getrost, unser Mißgeschick hat nur noch Stunden für uns und es kommen Jahre des Glücks."

„Wir wollen es wünschen — obwohl die Ahnung mir es anders sagt. Gebe der Himmel, daß wir die nächsten schweren Stunden zu ertragen vermögen. Ich muß dich jetzt verlassen, Freund. Glück genug, wenn diese Zusammenkunft unentdeckt bleibt. Ach, ich kam hierher, um dir den letzten Abschied zu sagen — sieh, ich möchte dich nicht gern traurig machen; allein mir ist immer, als wär' es doch wirklich der letzte Abschied. Du bist so sicher, so fest in deinem freundlichen Glauben, daß du mich leichtern Herzens verlassen wirst, und du wirst ein Gleiches von mir erwarten. Aber ich kann dir keinen leichten Abschied sagen, Heinrich, ich kann dir kein leichtes fröhliches Lebewohl zurufen. Trotz der neuen Hoffnung, die du mir erregt hast, wird mir das Herz nicht recht leicht werden."

Er fühlte, während sie an seinem Halse hing, wie ihre warmen Thränen seine Wangen neigten. Es war, als vermöchte sie sich nicht von ihm loszureißen. Nur der Gedanke, daß sie ihm selbst das Lebewohl erschwere, vermochte

sie endlich, eine Fassung zu zeigen, von welcher sie nichts empfand.

Noch eine Umarmung, ein warmer Druck der Hand und ein langer heißer Kuß — und die Thür, zu welcher er sie begleitet hatte, schloß sich zwischen ihnen.

„Sie wird Muth fassen — schon der Morgen wird sie in besserer heiterer Stimmung finden!“ sagte Heinrich sich selbst, während er, völlig getröstet und des besten Muthes voll, die dunkeln aber jetzt schon wohlbekannten Gemächer durchschritt, bis er wieder im Freien stand.

Sechstes Kapitel.

Wie anders war Heinrich jetzt zu Muthe, als am vergangenen Abend, da er diesem Schlosse, welches ihm so merkwürdig geworden, zugewandert war. Jetzt trat er den Rückweg in jener erhöhten Stimmung an, die jeden beseelt, der, nachdem er zuvor so recht niedergeschlagen und rathlos gewesen, plötzlich einen Entschluß und Plan gefaßt hat, der ihn von allem Elend erlösen soll und an dessen Gelingen er nicht zweifeln kann. Vom Gefühl des Unglücks bis zu dem des Glücks ist auch nur ein Schritt und es gehört im Grunde sehr wenig dazu, um den Menschen glücklich oder elend zu machen. Stimmung ist am Ende das allein Wesentliche dabei, und Aussicht auf Erfüllung eines Wunsches ist meist köstlicher, als die Erfüllung selbst.

Rüstig schritt unser Wandrer auf den Feldwegen dahin, mit denen er schon vertraut war. Die Freude über die neuen guten Aussichten ließ ihn noch lange nicht zur Ueberlegung und Berechnung aller Umstände kommen, welche

denn doch nöthig ward, wenn er sich den erwünschten Ausgang sichern wollte. Er empfand, während er seinen Weg verfolgte, keine Erschöpfung. Selbst Hunger und Durst kennt der Glückliche nicht, den eine Idee beseelt, den ein liebgewonnener Plan beschäftigt. Es sind dies Augenblicke, — denn leider ermattet man nur zu schnell, — wo man allein wahrhaft lebt.

So erreichte Heinrich bei guter Zeit die Stadt wieder. Sein Wunsch war nun, völlig ungestört die kurze Zeit nützen zu können, welche er vor der beabsichtigten Reise noch übrig hatte.

Ebenso unangenehm als auffällig war ihm daher eine Einladung zum Justizminister, welche er daheim vorfand. Er konnte sich keinen Grund denken, der dazu veranlaßte, denn er kannte jenen vielgefürchteten Mann nicht und sann vergebens nach, was die Aufmerksamkeit desselben auf einen unbedeutenden Fremdling gelenkt haben könnte.

Gleichwohl schien es ihm rathlich, dem Rufe so schnell als möglich Folge zu leisten, um sodann desto freier zu sein.

Während er noch daheim war, erhielt er unerwartet einen Besuch von jenem Arzte, den er seit langer Zeit nicht gesehen hatte und der nun sein Beileid über die lange Haft und dergleichen ausdrückte. Der Mensch hatte stets etwas Zubringliches gehabt und daher sah ihn Heinrich nicht gern. Allein er hatte es sich zum Gesetz gemacht, sich gegen niemand hier, so lang' er noch unter diesen Umgebungen weilte, zurückstoßend zu zeigen. Er zwang sich, gegen Alle die hei-

terste Miene anzunehmen und sich den Anschein zu geben, als woll' er immer hier bleiben, wo sich alles vereinigte, um ihm den Aufenthalt behaglich zu machen.

Er unterrichtete den Arzt von der erhaltenen Einladung, um dessen Meinung darüber zu hören. „Ich kann mir kaum denken,“ setzte er hinzu, „daß ich viel Erfreuliches vom Minister hören werde. Sie haben mich früher selbst aufmerksam gemacht, daß jene Elisabeth Warren der Excellenz geheime Dienste leistete; sollte sie mir vielleicht einen neuen Streich vorbereitet haben?“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete der Arzt. „Erstens stand sie nie unmittelbar im Dienste des Ministers — sie spielte eine untergeordnete Rolle. Sodann hat man sie aber auch, wie ich bestimmt weiß, schon seit einiger Zeit ihres Amtes entbunden. Nein, es ist doch wohl kein Zweifel, daß eine für Sie günstige Veranlassung vorhanden ist, und die Miß kennen Sie schon insoweit, um zu wissen, daß sie am liebsten Unheil sät. Jetzt ist die Dame sehr in den Hintergrund getreten. Sie lebt sehr still — *procul negotiis* — mit zwei alten Betschwestern, denen es ebenso viel Vergnügen macht, wenn sie ein junges schönes Weib unter das Joch ihrer Frömmigkeit stecken können, wie dem Teufel, wenn er einen geschiedten Burschen zum Duckmäuser stempern kann. Ich zweifle sehr, ob die lebenslustige Miß dergleichen lange ertragen wird. Die beiden alten Weiber haben Geld und die Miß hat keines, will aber welches; das ist der Punkt, um den sich Alles dreht. Sie wird über lang

oder kurz einen erklecklichen Theil des Mammons, den die alten Drachen hüten, an sich zu reißen wissen, um dann sofort der Frömmigkeit wieder Valet zu sagen.“ —

„Was den Minister anlangt,“ fuhr der Doktor kurz nachher fort, „so kann ich Ihnen eine Verhaltensregel geben, die Ihnen bei diesem Manne sehr nützlich sein wird. Denn“ — unterbrach er sich selbst — „obwohl wir wissen, daß uns von dort oben kein Heil kommt, so erfordert doch, das werden auch Sie zugeben, die Klugheit, jeden Anhalt, der sich von dort aus bietet, zu nützen. Das ist Kriegslift, die wir uns erlauben müssen.“

„Nun, Ihre Verhaltensregel?“ fragte Heinrich lächelnd.

„Stellen Sie sich geheimnißvoll, auch da, wo Sie es nicht nöthig hätten. Bei Allem, was Sie dem Minister sagen, müssen Sie geschickt merken lassen, daß Sie noch mit Etwas, und zwar mit dem Wichtigsten, hinterm Berge halten. Und mag er sich geberden wie er will, Sie müssen ihn in dem Glauben erhalten, daß Sie vieles wissen, was nur Wenigen bekannt ist. Wenn er Sie entläßt, muß dies nur geschehn mit der Absicht, Sie recht bald wieder kommen zu lassen. Wahr oder nicht wahr — Sie müssen ihn Geheimnisse vermuthen lassen und sich hüten, ganz offen zu sprechen, außer in gleichgiltigen Dingen.“

„Sehr gut. Diesem Rathe will ich folgen, vorausgesetzt, daß ich überhaupt Gelegenheit dazu finde. Denn erst muß ich doch abwarten, ob der Minister von mir über-

haupt etwas erfahren will. Ich fürchte, der Mann weiß bereits mehr als ich“ —

„Um so rathsamer wird es sein, wenn Sie meine Regel befolgen. Nur immer hinterm Berge gehalten. Ich möchte selbst wissen, wodurch seine Aufmerksamkeit gegenwärtig auf Sie gelenkt ist — jedenfalls meint er's gut mit Ihnen“ —

„Nun, lieber Doktor, wenn Sie mich nach drei oder vier Tagen wieder besuchen wollen, will ich Ihnen die ganze Staatsaffäre mittheilen. Eher wird es nicht möglich sein: denn wenn man mich nicht festhält, so denk' ich gleich nach dem Besuche einen Ausflug auf's Land zu machen. Ich muß mich nach der langen Haft wieder durch freie Luft erquicken. Ist Wolf noch in der Stadt?“

„Allerdings, und wird, denk' ich, so bald nicht fortgehn.“

„Desto besser. Grüßen Sie ihn von mir. Wir sehn einander bald wieder.“

Während des Gesprächs mit dem Doktor hatte Heinrich sich umgekleidet und begab sich nun auf den Weg zum Minister. Jener begleitete ihn noch durch einige Straßen, bis Heinrich einen Lohnkutscher anrief, um sich den Rest des Weges zur Excellenz fahren zu lassen.

„Sollten Sie noch ein Stündchen erübrigen,“ sagte der Arzt beim Abschied, indem er auf ein Kaffeehaus in der Nähe deutete, „so werden Sie mich verbinden, wenn Sie mich dort aufsuchen wollen. Vermuthlich werden Sie auch unsern Freund Wolf da treffen.“

Nach wenigen Augenblicken hielt der Wagen vor des Ministers Palast, wofern das Haus diesen Namen verdiente, denn es war eines der unansehnlichsten in der ganzen Straße.

Heinrich hatte sich darauf gefaßt gemacht, mindestens eine Stunde warten zu müssen, denn er bemerkte eine ziemliche Anzahl Personen, deren ungeduldige und gelangweilte Mienen verriethen, daß sie schon einige Zeit hier waren und noch vergebens harrten, das Angesicht der vielbeschäftigten Excellenz zu schauen. Um so mehr wunderte sich der Gast über den Vorzug, den man ihm gab. Denn kaum hatte er seinen Namen genannt, als man ihn aus dem Kreise der Harrenden hinwegführte, und nach wenig Augenblicken stand er dem Minister gegenüber, sehr neugierig, was man von ihm verlangen könnte.

Der Justizminister, ein kleiner, etwas verwachsener, aber, wenigstens in diesem Augenblicke, äußerst artiger, leutseliger Mann von sehr gewinnendem Wesen, empfing den Gast auf seinem Arbeitszimmer, freundlich, auf sehr unceremoniöse Art, wie ein bejahrter Gönner etwa einen jüngern Freund, den er schon genau kennt, aufzunehmen pflegt.

„Schade, daß Sie zu dieser Stunde kommen, Herr Berg,“ sagte er, „wo ich Ihnen nur wenig Minuten zu widmen vermag.“

Heinrich, dem im Ganzen äußerst wenig an der Zusammenkunft lag, da er jetzt selbst Geschäfte hatte, die ihn

wichtiger dünkten, als Alles, was die gesammten Minister Europas beschäftigte, bat sogleich, ihm eine andre Stunde zu bezeichnen, wo er die Befehle der Excellenz vernehmen könnte.

„Ich wünsche, in Zukunft noch manche Stunde mit Ihnen sprechen zu können,“ sagte der Minister. „Freilich müssen wir uns diesmal beschränken. Sie erlauben mir einige Fragen — wenn dieselben auch neugierig klingen,“ fügte er lächelnd hinzu. „Sie haben einen Freund, der sich Watkins nennt und mit welchem Sie genau bekannt sind?“

Heinrich bejahte den ersten Theil der Frage, setzte jedoch hinzu, daß er den Fraglichen nur soweit kenne, als sich dies nach einem sehr kurzen Umgange mit einem Manne von ziemlich verschlossenem Wesen erwarten lassen dürfte.

Das alte Sprichwort sagt: wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus. Wirklich hätte wenig gefehlt, so wär' es jenem gelungen, den Gast durch das freundliche Begegnen zu gewinnen. Die so oft und stets zur Unzeit vernommene Frage nach Watkins verdrarb jedoch alles wieder, um so mehr, da er sie aus dem Munde dieses Mannes hören mußte. Aus Allem ging hervor, daß man jenem Amerikaner eine außerordentliche Wichtigkeit beilegte — Man vermuthete jedenfalls einen Kapitalverbrecher in ihm, und es kam darauf an, jemand zu finden, der den in tiefes Geheimniß Gehüllten zu entlarven vermöchte; man hoffte, daß Heinrich dieser Jemand sein könne und werde. Dieser

bedauerte jedoch im Stillen, daß er nichts zu sagen wußte, denn es würde ihm Vergnügen gemacht haben, Alles verschweigen zu können. Der Minister stellte übrigens keine zweite Frage derselben Art, sondern ging sogleich auf andre Gegenstände über. Er sprach von Heinrichs Haft, indem er das Ereigniß zugleich bedauerte und zu rechtfertigen suchte, während er deutlich zu verstehen gab, daß er Heinrich Genugthuung geben könne und wolle, wofern derselbe geneigt sei, dieselbe anzunehmen. Er sprach von Heinrichs Gefängnistagebuch, welches er in seiner Verwahrung hatte und woraus er die Fähigkeiten des jungen Mannes genugsam beurtheilen könnte, um zu wünschen, daß derselbe zu einer Karriere in hiesigem Lande geneigt sein möchte, wobei er, der Minister, gern förderlich sein würde. Auch bat er, ihm das besagte Tagebuch noch auf einige Zeit zu überlassen.

Es war Heinrich jetzt nur so viel klar, daß man ihn gern zu besondern Zwecken brauchen wollte. Er kannte selbst seine Fähigkeiten nicht so genau, um sogleich zu erkennen, was ihm in den Augen dieser Leute, denen es doch sicher nicht an bereitwilligen Werkzeugen fehlte, eine besondere Wichtigkeit beilegen konnte; es lag ihm aber auch daran gegenwärtig nichts. Er antwortete auf mehrere nachfolgende Bemerkungen des Ministers, welche beinahe wie Anträge klangen, nur durch stumme Verbeugungen; er war mit ganz andern Gedanken beschäftigt, und die Excellenz irrte, wenn sie das, was nur Unachtsamkeit war, für Folge der freudigen Ueberraschung hielt.

Heinrich lebte erst wieder auf, als er sich auf sehr verbindliche Weise entlassen sah. Die verheißenden Worte, die ihm der Minister beim Abschied noch sagte, hörte er gar nicht; wenigstens hatte er sie bereits vergessen, als er auf die Straße trat. Er hatte nun ungleich wichtigeren Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Sechster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

„Ich sag' Euch, unter gegenwärtigen Umständen kann Euer Volk durch Gewaltstreiche nichts erlangen, als neues vermehrtes Elend,“ sagte Wolf zu dem Arzte, der ihn, nachdem Heinrich seine Gesellschaft verlassen, aufgesucht hatte. „Gewiß, es kann dadurch nichts erlangen, denn die rechte Grundlage, die politische Freiheit, fehlt. So könnt ihr noch nicht an vollkommene Beseitigung der Volksnoth denken, sondern müßt euch mit Linderung des vorhandenen Uebels begnügen, bis Euch einmal eine günstigere Sonne zum guten Werke leuchtet. Ihr Deutschen seid allemal die ersten, wo es zu leiden gibt und die letzten bei der That.“

„Wir haben viel Geduld, das ist wahr,“ entgegnete der Arzt; „aber auch sie endet, wie Sie nun bemerken können. Unsr Freunde sind überall fleißig gewesen und bald wird, Dank ihrer Mühe, ein Sturm losbrechen, über welchen Sie, Herr Wolf, staunen werden. Die politische Freiheit wird sich finden — unsre Leute werden um so eifriger sein,

weil sie Alles zu gewinnen haben, oder Alles auf lange Zeit verlieren müssen.“

„Ehrlich gestanden,“ sagte Wolf, „bin ich sehr zufriedener, daß ich mich mit Euch nicht weiter eingelassen habe. Sie sind doch wohl nicht so verblendet, Doktor, um nicht überzeugt zu sein, daß die ganze Affaire, wenn's überhaupt zu etwas Ernstem kommt, keine andern Früchte trägt, als einige Todte und Verwundete und eine große Anzahl von Verurtheilten. Eure Gefängnisse werden sich recht tüchtig füllen, das ist Alles — das alte Elend bleibt.“

„Wenn auch der schlimmste Fall einträte, so werden wir uns mit dem Gedanken trösten, es war wieder ein Versuch — und unsre Pflicht wird sein, einen zweiten, dritten und meinethwegen tausendsten Versuch zu wagen.“

Wolf schüttelte den Kopf und nach einer kurzern Pause sagte er: „Wie gesagt, ich bin froh mich nicht weiter betheiliget zu haben. Hätt' ich mehr Verstand bei der Sache gesehen, so wollt' ich mich gern mit dafür geopfert haben; allein ich mag nicht auf Sand bauen helfen. Die Grundlage fehlt euch — Eurem Volke fehlt die rechte Bildung für dergleichen noch. Da kann nichts zu Stande kommen. Erst bildet sie, dann werden sie sich ohne euch zu rathen wissen.“

„Nun, Sie sind ein Fremder und ich will nicht mit Ihnen rechten um Ihre Neigung. Sie haben anderwärts zu thun. Meinethwegen. Obwohl ich denke, ein Sieg in der guten Sache, sei er hier oder dort erkämpft, ist ein Sieg für alle, die diesen Planeten bewohnen. Indes hätten Sie doch dann und wann etwas thun können. Manch guter

Kopf hätte durch Sie für uns gewonnen werden können, der uns nun verloren geht. Z. B. Heinrich, jener junge Mann, dessen Vertrauen Sie sehr besitzen" —

„D,“ entgegnete Wolf, „der gehört der guten Sache mehr an, als ihr Alle glaubt, wenn er auch noch nicht offen zu Eurer Fahne geschworen hat. Er ist einer der gediegensten, und wenn er Euch — scheinbar wenigstens — entfremdet ist, so sind wahrhaftig nur Eure dummen übereilten Streiche daran schuld. Diese können Euch niemand gewinnen.“

„Ich fürchte, er ist uns nicht bloß scheinbar entfremdet — ja, ich fürchte, er wird sogar unser Gegner werden. So willkommen er mir, aus manchem Grunde, früher in unsern Versammlungen gewesen wäre, so ungerne würd' ich ihn von jetzt an darin sehn. Ja, ich fürchte, er ist für die Gegenpartei bereits gewonnen, und Sie können denken, welche Rolle ihm in dem Falle unter uns übrig bleibt.“

„Ein sehr unzeitiger Argwohn. Er wird nur so vernünftig sein, seinen eignen Weg zu gehn.“

„Hm! es ist schon kein gutes Zeichen, wenn man bei gewissen Leuten Vertrauen und Hoffnung auf sich erweckt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Heinrich ist zum Justizminister gerufen worden. Glauben Sie, daß so etwas geschehn würde, wenn man nicht Grund hätte, den jungen Mann für brauchbar zu halten?“

„Zum Minister?“

„Freilich. Er ist jetzt dort. Möglich, daß er noch nicht als unser Gegner hinging und für diesmal auch noch

nicht als solcher zurückkehrt; allein Sie wissen selbst, wie trefflich Jene ihren Rödter anzubringen wissen. Ja, ja, der junge Mann ist uns durch Ihre Schuld verloren. Sie hätten etwas über ihn vermocht. Er war uns wichtig — Sie wissen warum“ —

„Wegen Watkins? Der ist auch nur ein Mann — und überdies ein zweideutiger.“

„Um so mehr mußten wir den Heinrich Berg für uns haben. Und was die Zweideutigkeit anlangt — ich denke doch anders von Watkins!“

„Nun, wir werden sehn, was der Minister von Heinrich will. Viel wird's nicht sein und erlangen wird er in keinem Fall etwas. Ich sag' Euch, Heinrich ist gediegen und weiß was er thut. Uebrigens müßt ihr ihn überhaupt aus dem Spiele lassen. Er befindet sich hier nicht wohl und wollte schon fort. Das wird wohl auch noch jetzt sein Plan sein.“

„Er befindet sich hier nicht wohl — und will fort? Wegen des unglücklichen Liebesabenteuers? Das laßt gut sein! Dergleichen ist nur heilsam, und jenes Mißlingen hält' ihn nur um so stärker an uns fesseln können, wenn Sie, Wolf, den Mann festgehalten hätten. Fortgehn wird er nun auch nicht, der Minister wird ihm schon Beschäftigung geben. Ich begleitete ihn soeben, als er dahin ging, und er trug mir einen Gruß an Sie auf, als ich ihm sagte, daß er uns hier finden könnte. Er will, wie er sagt, sogleich einen Ausflug machen; doch hoff' ich immer noch, er wird Sie zuvor hier auffuchen. Dann werden Sie ja hören.“

„Nun, Doktor, wenn er kommt, so würde mir's lieb sein, wenn Sie sich bald entfernten und mich ganz allein mit ihm sprechen ließen. Er ist gegen mich offen, während ihn Ihre Gegenwart verschlossen machen könnte.“

„Meinetwegen. Sie werden wenig Tröstliches erfahren, denk' ich. Wenn er uns aufsucht, so ist das schon ein böses Zeichen.“

„O, Sie treiben die Besorgnisse zu weit,“ sagte Wolf lachend. „Wie es auch sei, gefährlich wird er Ihnen gewiß nicht. Und da kommt er schon selbst. Die Unterhaltung kann also keine lange gewesen sein. Er sieht wahrhaftig nicht aus, wie der Schüler eines Diplomaten.“

Der Arzt war zwar entschlossen, sich bald, wie er versprochen, zu entfernen, was er um so eher konnte, da er hoffen durfte, durch Wolf Alles zu erfahren; trotzdem aber war seine Neugierde zu sehr rege gemacht, als daß er nicht einige Zeit hätte zögern sollen, um womöglich sogleich selbst etwas zu hören.

„Nun, Heinrich,“ sagte Wolf zu dem Eingetretenen, „Sie haben einen Besuch gemacht, der gewiß von wichtigen Folgen sein wird. Hoffentlich befriedigen Sie untre Neugierde ein Bißchen und theilen uns einige der wichtigsten Punkte aus der Verhandlung mit. Sie schweigen? Ei, zum Henker, dürfen Sie uns gar nichts von dem Gespräche sagen?“

„Mit dem Minister?“ entgegnete Heinrich. „Ja, wenn ich weiß, ob oder was ich mit dem Manne gesprochen habe,

so — Kurz, ich weiß gar nichts! ich hab' an ganz andre Sachen gedacht."

Während Heinrich zerstreut vor sich hin auf den Tisch sah, flüsterte der Arzt Wolf zu: „da haben Sie's! Aber er versteht seine Sache noch schlecht! Er spielt den Zerstreuten zu auffällig und läugnet auf eine Weise, die nicht täuscht" —

Wolf lächelte über das Mißtrauen und den Argwohn seines Nachbars.

„Heinrich," sagte er, „wenn man mit einem Minister spricht, so merkt man denn doch die Worte, zumal wenn der Fall nicht alle Tage vorkommt. Wollte der Minister gar nichts von Ihnen? Er wird Sie doch nicht ohne Ursache kommen lassen? Oder gestehn Sie es uns nur, wenn Sie schweigen müssen."

„O, was liegt mir daran, ob ich mich einige Minuten bei einem Minister oder bei einem Bettler langweilte, der Unterschied wird nicht groß sein," sagte Heinrich. „Er hat ein Manuscript von mir in Händen und bat mich, es ihm noch einige Zeit zu lassen. Das ist Alles."

Der Arzt brannte vor Neugier, als er von einem Manuscript hörte. Er überzeugte sich jedoch bald, daß Heinrich bei seinem hartnäckigen Schweigen beharren würde. Daher schien es ihm besser, sich zu entfernen, damit Wolf um so erfolgreicher seine Forschungen fortsetzen könnte. Denn erfahren mußte man durchaus, wie die Sachen standen.

„Heinrich," sagte Wolf, nachdem der Arzt hinweggegangen war, „ist es nicht von allgemeinerem Interesse, was

Sie zu dem Minister geführt hat? Betrifft es nicht solche Dinge, die uns Andre auch angehn?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete Heinrich, „daß Sie das Alles gern wissen möchten; und es ist wahr, ich selber würde begierig nach Gründen und Ursachen fragen, wenn ich nicht vieles im Kopfe hätte, was mich weit mehr, was mich ausschließlich in Anspruch nimmt. Jetzt frag' ich nichts nach dem Minister und nach seinen Absichten. Sie wundern sich darüber; aber mich wundert Ihre Ungläubigkeit nicht, sie ist sehr natürlich; das seh' ich ein. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was der Mann von mir will, ebenso wenig, was er eigentlich mit mir gesprochen hat. Ich entsinne mich nur, daß er von sehr beschränkter Zeit sprach und daß er nächstens mehr mit mir reden wollte. Auch die fatale Frage nach Watkins, über den ich nichts sagen kann, weil ich nichts weiß, muß' ich von ihm hören. Auf mein Wort, ich besinne mich sonst auf keine Silbe und mache mir auch nichts daraus. Was sollt' er auch in den wenigen Minuten viel mehr gesprochen haben?“

„Ich glaub' Ihnen wohl,“ sagte Wolf, „allein ungreiflich scheint mir doch eine solche Zusammenkunft.“

„Mir auch. Daß er was mit mir vorhat, ist kaum zu bezweifeln; aber wie gesagt, ich frage nicht darnach, denn ich habe nichts mit ihm vor. Ich folgte seinem Rufe nur deshalb sogleich, um ihn schnell loszuwerden; hoffentlich verschont er mich während der nächsten Tage und stört mich in meinen eigenen Angelegenheiten nicht.“

„Es ist offenbar, daß man hofft, Sie irgend wozu brauchen zu können.“

„So mag man hoffen. Eh' es zu etwas kommt, bin ich ja doch verschwunden. Wolf, Sie werden mir noch einige kleine Dienste leisten können, die ich nöthig habe. Ja, ja, ich bedarf immer noch Ihres Beistandes, trotz meiner hohen Bekanntschaften. Diese nützen mir gar nichts.“

„Ich denke, der Minister hat Sie sondiren wollen, und während Sie selbst noch nichts ahnen, während Sie nur einige gleichgiltige Worte mit ihm gewechselt zu haben glauben, ist er bereits völlig einig mit sich über die Rolle, die er Sie spielen lassen will, über die Dienste, die Sie ihm leisten sollen.“

„Ei, zum Teufel!“ entgegnete Heinrich. „So lassen Sie doch endlich den Minister bei Seite! Ich schwör' Ihnen, daß ich nichts von ihm weiß, noch wissen mag! Hören Sie, Sie sollen Ihr Ohr meinen Angelegenheiten leihen. Ich will heut Abend abreisen.“

„Heute schon? Darf man wissen, wohin?“

„Freilich. Sie sollen es wissen. Ich reise zunächst nach Danzig und von da nach Amerika. Sie werden sich leicht erklären können, warum ich diese Richtung wähle, und ebenso werden Sie aus diesem Reiseplane leicht schließen, daß es mir völliger Ernst, wenn ich sage: Der Minister kümmert mich nicht.“

„Wie? ist es Ihr Ernst, der Dame Ihres Herzens zu folgen? Und was soll Ihnen dies jetzt noch frommen? Ist nicht Alles für Sie verloren?“

„Alles steht auf dem Spiele und nur der Wagende hat daher Hoffnung, zu gewinnen. Fragen Sie vorläufig nicht weiter nach meinen Aussichten.“

„Ich fürchte, dieselben sind noch weit mehr romantischer Art, als früher, und wenn die Excellenz ahnen konnte, mit welchen Plänen Sie sich tragen, so würde sie sich wahrlich nicht mit Ihnen eingelassen haben. Und was meinen Sie, womit ich Ihnen dabei dienen könnte?“

„Sie sollen nur Briefe, die hier für mich ankommen, sogleich nachschicken. Hier ist die Adresse. Es ist die eines Freundes, den ich dort habe. Weiter hab' ich in der That nichts von Ihnen zu erbitten, außer etwa, daß Sie sich Mühe geben, niemand sonst wissen zu lassen, wohin ich mich wende. Wolf, haben Sie keine Ahnung, auf welche Weise das letzte Mal mein Plan mißlang und durch wen Elisabeth, die mich verrieth, unterrichtet war?“

„Ahnungen ließen sich wohl angeben; allein dies half Ihnen doch nichts. Gehen Sie diesmal sicherer? Oder haben Sie auch diesmal zu fürchten? Sie scheinen etwas Gefährliches wagen zu wollen“ —

„Nicht doch. Ich habe diesmal nichts zu befürchten. Sollte man Sie jedoch fragen — leider gibt es Leute genug, die sich um die Angelegenheiten meiner geringen Person bekümmern — so nennen Sie, wenn auch nicht gerade Danzig selbst, doch irgend einen Ort in der Richtung als das Ziel meiner Reise. Ein ziemlich gescheidter Mann schrieb: „Es gibt Fälle im Leben, wo man, um gewiß zu sein, keinen Glauben zu finden, nur die Wahrheit sagen darf; dann

wird diese Wahrheit zu einer Lüge, gegen welche die strengste Moralkritik nichts einzuwenden haben kann.“ Ich habe diesen Satz soeben erst erprobt, als ich die reine Wahrheit hinsichtlich des Ministers sagte und doch keinen Glauben fand; wenn Sie daher die wahre Richtung meiner Reise nennen, wird man mich sicherlich in entgegengesetzter vermuten. Nun, am Besten ist immer, Sie sagen ungefragt gar nichts; am wenigsten dem Doktor, der mir in seinem Eifer um das, was er die gute Sache nennt, gar zu neugierig ist; und bei seiner Neugier ist der Mann auch noch pedantisch — das sind zwei schlimme Eigenschaften.“

„Er meint es desto ehrlicher, wie ich glauben darf!“

„Wohl möglich. Allein ich kann die geschwägigen Leute nicht leiden. Ich habe mich erst später besonnen, daß wohl nur er es gewesen sein kann, durch welchen Elisabeth meinen Vertrag mit Watkins erfuhr. Darf man einem Manne vertrauen, der so mittheilsam gegen ein Weib war, in der er selber die geheime Kundschafterin entdeckte?“

„Um — da trifft mich Ihr Vorwurf. Denn freilich ward der Arzt erst durch mich unterrichtet. Er hätte nicht schwagen sollen, das ist wahr; allein seine Schuld ist nicht so groß. Er kannte die Warren damals noch nicht von ihrer schlimmen Seite und glaubte, sie stände in sehr vertrauten Verhältnissen mit Ihnen.“

„Mag sein; jene Sache ist abgethan. Wissen Sie aber auch gewiß, daß Sie nie unvorsichtig waren, daß Ihnen kein Wort hinsichtlich meines letzten Planes entschlüpfte,

welches der Arzt auffing und in seiner — Gutmüthigkeit der Warren wieder hinterbrachte?“

„Heinrich, mit solchem Argwohn thut Sie uns Allen Unrecht. Gesezt auch, der Doktor hätte Ihren Plan gekannt, so wissen Sie doch, wie er von der Warren jetzt denkt und was er von ihr weiß; so geschwägig er auch scheint, so ist er's doch in wichtigen Fällen nie — er ist schlau und verräth Leuten, denen er nicht trauen kann, nie etwas.“

„Wolf, wir wollen ebenfalls schlau sein und niemand etwas verrathen. Denken Sie an meine Briefe, und Alles Uebrige wird sich finden. Ich muß nun alles Ernstes von Ihnen Abschied nehmen, denn es bleibt mir im Laufe dieses kurzen Nachmittags noch viel zu thun.“

„So muß ich den Augenblick nützen,“ entgegnete Wolf, „um Sie noch an Einiges zu erinnern. Thun Sie mir den Gefallen und denken Sie, trotz Ihres Widerwillens, noch einmal an die Affaire mit dem Minister.“

„O weh!“ rief Heinrich. „Hoffentlich können Sie sich über diese Materie kurz fassen.“

„Es sind wenig Worte nöthig. Sie sind zu sehr von dem eingenommen, was Ihnen jetzt am Herzen liegt, und somit für alles Andre zu zerstreut, als daß Sie dem heutigen Ereigniß viel Aufmerksamkeit hätten schenken können. Das ist nicht gut. Sie haben andre Pflichten, als die, an welche Sie jetzt denken. Es bietet sich Ihnen Gelegenheit, wie ich vermuthet, der guten Sache unendlich zu nützen.“

„Beim Himmel!“ sagte Heinrich, „alle Welt legt es darauf an, mir eine hohe Meinung von mir selbst beizubringen.“

„Wenn man nur flüchtig die Umstände erwägt,“ fuhr Wolf fort, „durch welche des Ministers Aufmerksamkeit auf Sie gelenkt worden ist, so kann man kaum mehr zweifeln, daß er Ihnen schmeicheln und Sie befördern will, nur um Sie als sein Werkzeug benutzen zu können.“

„Das klingt fast komisch! Aber fahren Sie nur fort. Ich bin begierig, zu hören, zu welchen Zwecken ich mich eigne.“

„Nun, Sie sollen am Ende nur ein ähnliches Amt erhalten, als es früher der Warren zugetheilt war. Man weiß, daß Sie unter „gefährlichen und berühmten“ Personen Bekanntschaften haben. Man wird Sie als Spion nützen wollen“ —

„Und wenn man sich in mir irrt?“

„So sollen Sie den Leuten den Irrthum nicht nehmen. Sie sollen sich verstellen, sollen sich eifrig zeigen, um, während man durch Sie Geheimnisse zu erfahren hofft, die Kundschafter selbst auszukundschaften. List gegen List muß Ihr Thema sein. Ich gebe gern zu, daß Ihre Rolle immer eine unangenehme sein wird, denn wer möchte nicht stets lieber offen handeln? Allein aus der Noth muß man eine Tugend machen. Sie müssen sich den Anschein geben, als wären Sie der eifrigste Diener des Ministers, während Sie doch nur der Sache dienen werden, die er unterdrücken will. Sie werden Ihre Freunde von Allem unterrichten, was auf dieselben Bezug hat, während Sie vor dem Minister alles verbergen, was er nicht wissen soll.“

„Gott sei Dank,“ entgegnete Heinrich, „daß ich noch nicht so weit bin, und daß ich weder etwas zu verbergen noch zu eröffnen habe. Ich wünsche wahrlich der guten Sache, der Freiheit, alles Heil, und wollte ihr von Herzen gern förderlich sein, so weit ich es vermag; — nur glaub’ ich nicht, daß dieselbe durch all die Bestrebungen, die Sie da im Sinne haben, bei uns viel gefördert werden kann. Doch, sei dem wie ihm wolle: — ich bin ja jetzt gar nicht im Stande, etwas zu thun.“

„Sie werden es bald sein. Sie müssen die Gelegenheit festhalten, um genau mit dem Minister bekannt zu werden und sich in seiner Gunst festzusetzen.“

„Ich sagt’ Ihnen schon, daß ich die Gunst dieses Mannes nicht mag und nicht brauche. Nicht einmal seine genauere Bekanntschaft will ich. Ueberdies ist ja das Alles unmöglich, da ich, wie Sie hörten, noch diesen Abend abreisen werde. Ich gehe jetzt, um die Anstalten zur Abreise zu treffen.“

„Der Minister wird Sie gewiß sehr bald, vielleicht schon heut oder morgen wieder zu sich rufen lassen; Sie werden dem Rufe wohl folgen müssen, und wenn Sie bereits abgereist wären“ —

„Ja, dann wird der brave Mann freilich das leere Nachsehn haben. Denn so hoch wird man meinen Werth hoffentlich nicht anschlagen, daß man mir nachsendet und mich durch Kuriere zurückbestellen läßt. Uebrigens, Scherz bei Seite, Wolf! ich glaube, die ganze Sache ist leicht zu erklären. Der Minister weiß, daß ich unschuldig fünf Wochen

im Gefängniß saß; bei der allgemein herrschenden Mißstimmung hielt er's nun für nützlich, einem etwaigen Geschrei wegen ungerechter Behandlung und dergleichen dadurch vorzubeugen, daß er persönlich mit mir sprach und mir Aussicht auf Genugthuung eröffnete."

„Das ist nicht das Wahrscheinlichste. Von den Folgen Ihrer Haft ist wenig zu fürchten. Sie waren verdächtigt und mußten sich daher schon eine Untersuchung gefallen lassen, die ja weder das erste noch das letzte Mal vorkam. Ich sehe wohl, daß Sie jetzt nicht fähig oder aufgelegt sind, die Sache gehörig zu überlegen; allein das wird Alles noch kommen. Wenn Sie jetzt auch Abschied von mir nehmen — eine Ahnung sagt mir, daß wir einander noch in Deutschland wiedersehen sollen."

„Wir wollen das nicht hoffen. Das Glück darf mir nicht jedesmal ungünstig sein. Je weniger es mir das letzte Mal half, um so eher muß mir's diesmal lächeln. Daher — auf Wiedersehen jenseit des Oceans!"

Gern hätte Wolf den Scheidenden zurückgehalten; allein er sah ein, daß jeder Versuch unnütz hätte sein müssen.

Heinrich entfernte sich, um seine Angelegenheiten eiligst zu ordnen, denn er war in der That entschlossen, seine Reise noch an diesem Abend anzutreten.

Er hatte, aus mehrfachen Gründen, diesmal weit weniger eine Vereitelung seiner Absichten zu fürchten. Die Umstände waren jetzt von der Art, daß nicht leicht jemand ahnen konnte, womit er umging. Er besorgte nicht das geringste Hinderniß und das einzig für ihn denkbare war eine

Weigerung von Seiten Paulinens selbst, — aber er zweifelte nicht an der Festigkeit ihres Entschlusses. Der Zufall fügte es so günstig für ihn, daß er in jener Stadt seinen Freund Ulrich hatte, auf dessen unbedingten Beistand er sicher zählen durfte, und so gedachte er Paulinen zu entführen, indem er Sorge trüge, die Aufmerksamkeit des Verfolgers nach einer andern Richtung zu lenken, bis er selbst sich in Sicherheit, d. h. zu Schiffe, befinden würde.

Was Watkins anlangte, so befand sich Heinrich in einiger Verlegenheit. Er wollte jenem nicht gern eine Unwahrheit sagen und wagte gleichwohl nicht, seine Absichten zu eröffnen. Er hielt es endlich für's Beste, seinen Vertrag diesmal noch nicht aufzukündigen. Er schrieb dem Freunde ganz offen, daß er nach Danzig reisen werde, um dort den letzten Abschied von der Scheidenden zu nehmen. Die wahre Lage der Dinge wollte er, angeblich als Folge eines plötzlichen Entschlusses, dem Amerikaner erst melden, sobald jede Gegenmaßregel bereits unmöglich sein mußte. — Hätte sein böses Geschick gewollt, daß er an diesem Tage noch einmal der verachteten Miß Elisabeth Warren begegnet wäre, so würde er dieser ebenfalls das Ziel seiner Reise offen gestanden haben, eingedenk des Wortes: „Es gibt Fälle, wo man, um sicherlich keinen Glauben zu finden, nur die Wahrheit sagen darf.“

Zweites Kapitel.

Heinrich war abgereist und am vorläufigen Ziele seiner Reise, wo sich, wie er hoffte und glaubte, sein Schicksal endlich entscheiden sollte, angelangt. Er durfte voraussetzen, daß er hier einen oder zwei Tage werde warten müssen, bevor Pauline eintreffen konnte, denn er hatte seinen Abschied von der Residenz nur so sehr beschleunigt, um jeder neuen Einladung des Ministers auszuweichen. Indeß kam ihm diese Eile nunmehr zu statten, da sie ihn in Stand setzte, seine Anstalten mit Muße und Umsicht zu treffen. Alles fügte sich, wie ers nur wünschen konnte. Der Jugendfreund, den er sogleich aufsuchte, war zu jeder Hilfeleistung bereit und fand, während ein Andern vielleicht nur Bedenklichkeiten geäußert und abgemahnt hätte, das ganze Unternehmen eben so „kostbar als nârrisch.“ Er sorgte dafür, daß Heinrich im ersten Augenblicke von der Ankunft des Barons und seiner Gemahlin unterrichtet werden mußte, und ebenso ge-

währte er ein sicheres Asyl, falls man sich nicht sogleich einschiffen konnte. Der Baron, der von Paulinens Verhältniß zu Heinrich nichts ahnte und überhaupt leichtgläubig war, sollte durch einige, von Paulinen zu hinterlassende Zeilen benachrichtigt werden, daß seine Gemahlin nach der Heimat zurückgekehrt sei.

„Deine Mine ist ganz trefflich angelegt,“ sagte Ulrich, nachdem Alles angeordnet war. „Du hast nun nur noch den rechten Augenblick zu erwarten. Wie aber, wenn sich der Gemahl auf keine Weise von ihr, die du ihm zu entführen gedenkst, entfernen ließe? Wenn der Satan Unkraut säte und den guten Baron wittern ließ, was für ein Plan gegen ihn im Werk ist?“

„Das letztere ist gar nicht möglich, und ebenso wenig kann er Paulinens Entfernung hindern, da er ja gar keinen Argwohn hat.“

„Und wenn er dennoch —?“

„Wozu an unmögliche Fälle denken? Sein Geschick wird ihn bewahren, hoff' ich, daß ich nicht genöthigt werde, Gewalt zu brauchen.“

„Das wollt' ich nur hören. Also durchgesetzt wird die Sache jedenfalls, mit oder ohne Gewalt. Wie willst du aber mitten in einer belebten Stadt Gewalt brauchen können?“

„Ich werde nicht Gewalt brauchen, denn ich sagte dir, der Fall ist unmöglich.“

„Und ich sagte: wenn er doch möglich würde?“

„Dann stech' ich den Menschen nieder, wenn du es durchaus wissen mußt. Du irrst, wenn du glaubst, ich sei nicht auf alle Fälle vorbereitet.“

„Hm! Aber was würde sie zu dem Morde sagen?“

„Nichts, denn ich würde die Sache schon einzurichten wissen, daß es nicht unmittelbar vor ihren Augen geschähe. Uebrigens bin ich überzeugt, daß es selbst im Falle der Entdeckung nicht leicht zu dieser äußersten That kommen könnte. Ich würde den armen Baron gewiß mit der Todesangst davon kommen lassen, die bei ihm mächtig genug sein würde, um ihn zur Einwilligung in Alles zu vermögen. Und ehe sein Muth wiederkehrte und er sich anders befänne, würden wir weit genug sein, so daß er sicherlich nur das Nachsehn hätte — ja, auch das nicht einmal, denn unser Weg sollte ihm vorläufig noch verborgen bleiben.“

„Heinrich, ich muß dir gestehn, es ist mir ein wahrer Trost, daß Alles so eingerichtet ist, um jede solche Gewaltthat überflüssig zu machen. Denn, beim Henker! ich weiß nicht, wie mir bei deinen energischen Vorsätzen zu Muth wird.“

„Warum fragst du mich darnach? Ober glaubst du, ich würde nicht hinreichende Sorge tragen, daß jeder Andre außer mir der Verantwortlichkeit überhoben sein müßte?“

„Ei was! Du mußt auch besseres Zutrauen zu mir haben! Man kann wohl Betrachtungen anstellen. Aber meine Freundschaft wird durch nichts erschüttert — und solche Versicherung brauchen wir einander gar nicht erst zu geben. Jetzt sind wir noch jung und muthig: warum soll-

ten wir da einander nicht überall helfen! Mein, wir haben uns zu gut kennen gelernt und was der Eine will, dagegen kann der Andre nichts einwenden. Kann ich für dich Etwas thun, so ist meine Freundschaft mein Gewissen. Und so bleibt's unter uns für immer, das wissen wir beide. Laß fünfzig Jahre vorbeigehn, ohne daß wir einander wiedersehn, und dann komm zu mir altem Graukopf und verlange, daß ich mit dem Gottseibeius Brüderschaft mache, oder mich für dich todtschlagen lasse — so weißt du, daß sich meine Einwilligung von selber versteht."

„Gut, Freund, gut, so soll's bleiben. Uebrigens brauch ich dich für dies mal nicht weiter in Anspruch zu nehmen. Ich kenne dein Haus und weiß Alles was ich wissen muß. Wenn Alles gut geht, so ist's nicht nöthig, daß du dich weiter um mich kümmerst. Lebwohl. Denn es ist möglich, daß wir einander nie wiedersehn. Geh an deine Geschäfte, wie ich an das meine."

„Hm, hm! Du weißt Alles und brauchst meinen Rath nicht weiter, das ist wahr. 's ist nicht nöthig, daß wir noch mit einander plaudern."

Ulrich war im Begriff, seinen Freund zu verlassen. Da kehrte er noch einmal um und sagte: „Heinrich, unter die möglichen Fälle gehört es doch aber auch, daß wir nach dieser Zeit einander nie wieder begegnen?"

„Freilich. Das wird nur ein Zeichen sein, daß wir einander nicht brauchen."

„Du hast Recht. Was sollen wir ohne Noth bei einander? Uns wechselseitig ansehen? — Allein du gehst übers

Meer, — das wird sich verdammt breit zwischen uns strecken, und wenn dann einer den andern einmal braucht“ —

„So ist der Weg bloß ein Bißchen weiter als zeither; aber für keinen von uns wird er zu weit sein.“

„Ja, ja! Vergib, ich wäre beinah weich geworden bei dem Gedanken an die große Entfernung und die Trennung vielleicht auf ewig. Adieu! Wenn du mich hier nicht mehr brauchst, so kann uns der Zufall nur unnützerweise noch einmal zusammenführen.“

Jetzt ging Ulrich und es sollte sich allerdings so fügen, daß sie einander diesmal nicht wiedersehen. Außer den Fällern, wo einer des Andern bedurfte, fand keine äußerliche Gemeinschaft zwischen ihnen statt. Keiner fragte nach dem Andern, kein Briefwechsel wurde unterhalten. Sie sahen einander nur, wenn der Zufall sie zusammenführte, was natürlich nicht oft geschehn konnte, oder wenn einer die Dienste des andern in Anspruch nahm, wie es gegenwärtig der Fall war. Sobald man dann die betreffende Sache abgethan hatte, kümmerte sich keiner mehr um den Andern.

Heinrich bewohnte das Haus seines Freundes nicht, sondern wollte dasselbe nur als momentanes Asyl für Paulinen nützen, auf welche er nun bereits seit vier und zwanzig Stunden wartete. Die Zeit verfloß äußerst träge und er wunderte sich über das lange Ausbleiben der Reisenden. Da indeß keine Nachricht von Paulinen einlief, so glaubte er auch an keine Aenderung des Reiseplans und wartete, immer noch geduldig, einen zweiten Tag.

Als jedoch endlich der dritte und vierte erschien, ohne ihm die Ersehnte zuzuführen, da gedachte er unwillkürlich seines frühern Wartens, wo seine feste Zuversicht getäuscht worden war.

Eine Woche ging bereits zu Ende, da erschien endlich ein Packet Briefe von Wolf. Dieser meldete eine Menge Neuigkeiten, an denen Heinrich gleichwohl jetzt gar nichts lag. „Es gährt gewaltig unter der Arbeiterbevölkerung hier,“ schrieb jener; „alle Fabriken stehen still und die Leute halten Versammlungen, die man dulden zu wollen scheint, so lange keine Gewaltthatigkeiten vorkommen. Für diesen Fall sind bereits zahlreiche Truppen in Bereitschaft. Ich sehe schon, daß wieder dumme Streiche begonnen werden sollen, und die Nachsicht, mit der man den Dingen zusieht, setzt mich in Erstaunen. Das bedeutet nichts Gutes. Wie nützlich könnten Sie jetzt werden, wären Sie nicht davon gelaufen und hätten abgewartet, welche Stellung man Ihnen zubachte. Hoffentlich kommen Sie zurück, während es noch nicht zu spät ist. Sie finden unter den beifolgenden Papieren auch ein Billet vom Minister. Es ist eigenhändig von ihm geschrieben und ich hatt' es beinah gar nicht bekommen, bis ich wiederholt versicherte, daß es sogleich in Ihre Hände gelangen und Sie zur Heimkehr veranlassen würde. Ich habe mich gehütet, jemand von Ihrem weitaussehenden Plane etwas zu sagen. Dies mocht' ich um so weniger, da ich darauf schwören will, daß Sie binnen vierzehn Tagen wieder hier sind. Sie sehen, wie viel an Ihnen gelegen ist! Eine Excellenz nimmt sich die Mühe, eigenhändig an Sie

zu schreiben! Ich möchte wohl wissen, was Ihnen so viel Vertrauen von jener Seite erwerben konnte. Ihre Expectationen im Gefängnistagebuch werden doch nicht von der Art gewesen sein? Den Schlüssel zu diesen Rättseln enthält vielleicht ein Brief von Watkins, den ich Ihnen ebenfalls hierbei übersende. Mein Pseudolandsmann ist zuletzt doch wohl die Mittelsperson und fungirt, während die meisten einen Erzdemagogen in ihm vermuthen, als — Aber ich will Sie nicht kränken, er ist Ihr Freund. Neugierig bin ich, nach welcher Seite Sie sich (sobald Sie von Ihrer jetzigen Excursion heimkehren,) neigen werden. Hoffentlich nach der meinen: Es muß dabei bleiben, daß wir mit einander abreisen. Oder sollt' ich mich dennoch irren, und die gegenwärtige Sendung Sie bereits nicht mehr in Danzig treffen und Ihnen über den Ocean nachziehen müssen? Denn in diesem Augenblicke ist die Dame Ihres Herzens allerdings bereits abgereist und Sie sehn dieselbe vielleicht eher als meinen Brief."

Der Umstand, daß er diesen Brief trotzdem eher erhielt, mußte Heinrich mit gerechter Besorgniß erfüllen. Allein jedes unvermuthete und ernstliche Hinderniß hätte sie ihm ja doch melden müssen. Gewiß fand nur ein unbedeutender Aufenthalt unterwegs statt und sie mußte mit jeder Stunde eintreffen können.

So viel Mühe sich Heinrich gab, um sich zu trösten und das Beste zu hoffen, so vermochte er doch den einmal erwachten Argwohn nicht wieder zu verbannen. Kaum beachtete er den Inhalt der übrigen Briefe, welche er erhalten

hatte. Das Billet des Ministers enthielt nichts Bestimmtes, außer einer Aufforderung, den Besuch zu erneuern, und zugleich den Wunsch, daß der Empfänger bereit sein möge, zu erklären, in welcher Weise man ihm förderlich sein könnte — „man würde es, wie schon früher angedeutet worden, gern sehen, wenn sich derselbe zur Uebernahme einer geeigneten Stelle, mit Aussicht auf rasche Weiterbeförderung, geneigt zeigen werde.“

Heinrich legte diesen Brief bei Seite, welcher seine Theilnahme auf keine Weise erregen konnte. Etwas aufmerksamer las er das Schreiben von Watkins. „Ihre Nachricht, nach Danzig zu reisen,“ sagte dieser, „hat mir, ehrlich gestanden, keine Freude gemacht. Hatten Sie noch nicht genug an den Unannehmlichkeiten, die Sie sich und Andern bereits aufbürdeten? Aber wer will Sie zurückhalten! Thun Sie mir wenigstens die Liebe an, recht geschwind zurückzukehren, man wird Sie brauchen können. Sie müssen endlich aufhören, ein Egoist zu sein, der Alles und das Wichtigste zuerst, seiner eignen Laune opfert. Früher bewiesen Sie keine so große Beharrlichkeit in Liebesangelegenheiten. Nun, ich will davon weiter nichts sagen. Hätten Sie nur nicht auch mich darunter leiden lassen. Ich werde nun vergebens auf Nachrichten warten müssen, während ich sie am sehnlichsten wünsche. Ich bitte Sie inständig, spielen Sie nicht zur Unzeit den Sonderling — Sie scheinen, wie ich aus Ihren Worten erkenne, die Bekanntschaft mit dem Minister gänzlich verachten zu wollen. Das darf aber nicht sein. Während Sie durch diese Verachtung gar nichts erlangen oder

nützen, außer daß Sie Ihren eignen Stolz ein wenig kugeln, gehen dadurch unberechenbare Vortheile verloren, nicht allein für Sie selbst, sondern, und das ist die Hauptsache, auch für die Andern, vielleicht für die Gesammtheit. Mag man Sie brauchen, wie man immer will, Sie werden sicherlich, wenn Sie Ihrer Gesinnung nur treu bleiben, viel Gutes stiften, zum mindesten doch viel Böses verhüten können. Begreifen Sie, wie kostbar die Gelegenheit ist, welche sich Ihnen bietet und die jeder Andre mit Freuden ergreifen würde — der Knechtische, um seinen eignen Vortheil zu sichern, der Freigesinnte, um für das allgemeine Beste zu wirken. Sie schaden dem Letztern, wenn Sie in Ihrer Verblendung beharren. Ist jetzt auch die Zeit darnach, um eines Weibes wegen den Kopf zu verlieren? Wissen Sie sich nicht aus diesem heillosen Traume emporzuraffen? Geschwind schreiben Sie mir, daß Sie sich des Bessern besonnen haben!“

Heinrich legte auch diesen Brief zu den Uebrigen. Er hatte gegenwärtig nicht Lust, irgend einen zu beantworten.

„Ueber all diese Thoren!“ sagte er zu sich selbst. „Sie bestürmen einen jungen Mann mit Ihren Absichten und Plänen, welche ihm so fern liegen. Woran soll ich denn Theil nehmen? Was erwarten diese Weltverbesserer von mir? Schade, daß ich nicht Zeit habe, ihren Absichten und ihren Ursachen gründlich nachzuspüren, denn es klingt wahrhaftig Alles unerhört! Als ob ich ein Prinz wäre, der bald aus seiner jetzt dunkeln Sphäre gezogen werden soll, und um dessen Gunst sich nun im Voraus alle Parteien bewerben. Wär' ich nicht in Fesseln andrer Art und besäß' et-

was mehr Neugier, Ränkesucht, Ehrgeiz und Arroganz, ich brauchte nur dreist zuzugreifen, um all diese Leidenschaften vollauf zu befriedigen. Ja, es ist Schade, daß gerade ich so reichlich mit guter Gelegenheit überschüttet werde, da ich sie doch verachte. Ach, ich mache nur einen einzigen Anspruch, und ist dieser erfüllt, so gönne ich den Andern gern Alles Andre. Mögen sie ihren Plänen nachrennen, mich solls nicht kümmern. Es wird mir später, wenn ich meines Zieles sicher bin, vielleicht eine angenehme Unterhaltung gewähren, zu erfahren, was die eifrigen Leute von mir erwarteten und womit sie mich zu beglücken, oder vermuthlich vielmehr unglücklich zu machen gedachten. Ihr Eifer bezeugt es deutlich, daß sie nicht ahnen, wie wenig ich nach alldem frage und wie sehr mirs Ernst ist mit der Erreichung meines eignen bescheidenen Zieles. Sie schelten mich unbedachtsam und thöricht, während ich doch auf ein gediegeneres Glück bedacht bin, als sie allesammt. Sie probiren doch nur, was Tausende vor Ihnen schon vergebens versuchten, wofür auch ich einmal schwärmte und was doch nie zur Reife gedeihen wird. Erst will ich das Sichere und Nächste — dann wird mein Herz für Wohl und Weh der Menschheit auch nicht erkaltet sein und mit Gottes Hilfe werde ich dann wirken, so weit meine Kraft reicht. Aber ich mag nicht im gleichen Augenblick einem Schatten nachjagen, während ich ein wahres Glück vor mir sehe. Mögen sie mich einen Egoisten schelten — wer weiß, wem von Allen das Herz am wärmsten schlägt. Ich mag kein Spiel ohne Aussicht auf Gewinn, das ist Alles. Sie

aber werfen weg, was sie haben, um gar nichts zu erreichen. Warum soll ich der Spielball, das Werkzeug dieser Menschen sein? Warum gestehn sie mir nicht offen, was sie wollen? O, daß ich Ihnen schon das Lebewohl zurufen könnte, sicher, keinen Gruß des Wiedersehens darauf folgen zu lassen! Gebe der Himmel daß der ersehnte Augenblick nah' ist!"

Drittes Kapitel.

Die Besorgnisse, welche sich bereits im Herzen des Harrenden geregt hatten, sollten noch nicht zerstreut werden. Der Tag neigte sich wieder seinem Ende zu, und noch immer wartete er vergebens. Die schlimmste Kunde hätte ihn nicht so peinlich berühren können, als dies entsetzliche Warten.

Den folgenden Morgen langte wieder ein Brief von Wolf an. Heinrich schleuderte in seinem Unmuthe das Schreiben an den Boden. Was lag ihm an all den Andern, so lange er über Paulinens Schicksal nicht im Klaren war! — Dann bedachte er jedoch, daß er jetzt durch jenen Freund überhaupt alle schriftlichen Zusendungen erhielt, und, schon etwas ruhiger, hob er das verschmähte Papier wieder auf und löste das Siegel. Ein einziger eingelegter Brief von unbekannter Hand fiel ihm daraus entgegen.

„— Kaum ist meine Sendung abgegangen,“ schrieb Wolf, „so erhalte ich da einen Brief mit dem Postzeichen

D —, und mit einem freiherrlichen Siegel, für Sie. Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, daß es damit besondere Eile haben möchte; allein, obwohl ich Willens war, erst wieder eine Anzahl Briefe zusammenkommen zu lassen, treibt mich so eine Art Instinkt, diesen einzigen unverzüglich abzusenden. Sie werden ja aus dem Inhalte sehn, ob es der Mühe lohnte und ob auf mein Ahnungsvermögen etwas zu bauen ist. Hoffentlich schenken Sie dem ministeriellen Briefchen die gebührende Aufmerksamkeit? Nur diesmal nicht leichtsinnig oder hochmüthig! Der Ueberbringer war an mich gewiesen und ich gab demselben die Versicherung, daß Sie nur einen kurzen Ausflug unternommen hätten und durch die Botschaft von Sr. Excellenz gewiß zur schleunigsten Rückkehr veranlaßt werden würden. Strafen Sie mich also nicht Lügen. Etwas Neues ist hier nicht vorgegangen. Das Alte ist immer noch das Neue. Die Truppen stehn jeden Augenblick bereit zum Ausrücken und das ganze Land geht müßig. Das gibt eine dumpfe Stille, schwül wie vor dem Gewitter, und niemand zweifelt, daß bald einige Donnerschläge den Losbruch eines Unwetters verkündigen werden. Die Sachen ständen jetzt trefflich, wenn das Volk tüchtige Führer hätte, d. h. solche, die, während sie dem Volke die Gewalt ließen, gleichwohl jede rohe Handlung verhüteten und dafür sorgten, daß das Recht allein waltete. Außerdem hat man freilich nur entsetzliches Unheil zu erwarten. Sie werden im Nothfall doch aus Ihrem Schlafe erwachen? Jeder vernünftige Mensch, der die Menge leiten und auf gerechtem Wege führen hilft,

wird unberechenbaren Werth haben. Leider fehlen Sie noch da, wo Sie hingehörten, und wandeln gerade auf dem Pfade, wo Sie nur Unheil anrichten.

Heinrich nahm den beigelegten Brief zur Hand und las:

„Geehrter Herr!

„Ich sehe mich genöthigt, Ihnen mit einer Bitte zur Last zu fallen und Sie selber werden am Ende besser beurtheilen können, ob ich dazu ein Recht habe oder nicht, denn ich vermuthete, daß Sie irgend ein Geheimniß theilen, worüber ich völlig ununterrichtet bin. Sie wurden in der Residenz und in Waldrode mit mir bekannt, wie Sie wissen, und waren in letzterm Orte schon vor mir heimisch, wie es scheint. Es ist Ihnen natürlich bekannt, daß ich mich vor wenigen Tagen mit der jungen Gräfin vermählt habe und, gleich nach unsrer Verbindung, mit meiner Gemahlin die Reise nach meinen Gütern in Kurland antrat. Leider fühlte sich die Baronin schon vor der Abreise unwohl, und dieses Unwohlsein nahm gleich am ersten Tage dergestalt zu, daß wir hier in D— bleiben mußten. Meine Gemahlin ist von einem hitzigen Fieber befallen worden und die Aerzte zweifeln an Ihrer Genesung. Je betrübender diese Umstände an und für sich für mich sind, um so mehr thut es mir leid, mich jetzt auf eine Weise an Sie wenden zu müssen, die allem Vermuthen nach Sie weit weniger in Erstaunen setzen dürfte, als mich selbst. Ich muß Sie bitten sogleich sicher zu reisen und uns zu besuchen. (Ich erlaube mir, hierbei zugleich die

Reisekosten zu vergüten.) Aus einzelnen Aeußerungen meiner Gemahlin, besonders jenen, die ich in ihren Fieberphantasien vernehmen mußte, kann ich, obwohl ich keine bestimmte Erklärung zu finden vermag, doch soviel deutlich schließen, daß Sie mit der Kranken ein Geheimniß theilen, welches größtentheils die Ursache der Krankheit bilden mag. Die Leidende hat in ihrem bewußtlosen Zustande mehrmals das Verlangen ausgesprochen, Sie zu sehen. Ein Arzt, dem ich dies im Allgemeinen vertraute, rath mir, Sie um Ihre Gegenwart zu ersuchen, da diese vielleicht allein im Stande sein könnte, die Genesung herbeizuführen. Ich folge, obwohl sehr ungern, diesem Rathe, denn ich darf nichts unversucht lassen, um das Unglück abzuwenden. Auch hab' ich Gründe, zu wünschen, daß ich meine Reise bald fortsetzen könne. Sie sehen aus Obigem, daß ich das bewußte Geheimniß wenigstens deutlich ahne. Lassen Sie sich übrigens dadurch nicht abhalten zu kommen. Ich verlange von Ihnen weiter nichts, als strenge Verschwiegenheit, deren Bruch Sie schwer bereuen sollten. Außerdem sollen Sie nichts von mir zu fürchten haben, obwohl Sie, offen gestanden, solche Schonung nicht zu verdienen scheinen; doch ich habe nicht Zeit, mich mit der Bestrafung Ihrer Anmaßung und Ihres Leichtsinns aufzuhalten. Merken Sie für jetzt, daß die größte Eile nöthig ist, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen, um ein Unheil, welches Sie angerichtet, wenigstens zum Theil gut machen zu helfen. — Baron von Ollersdorf."

Der Eindruck, welchen dieser seltsame Brief auf Heinrich hervorbrachte, dürfte schwer zu schildern sein. Er beachtete die anmaßenden und ungezogenen Aeußerungen des Schreibens gar nicht. Er ersah weiter nichts aus dem Ganzen, als die schreckliche Kunde, daß Pauline nicht kommen werde, daß sie dem Tode nahe sei.

Ja, vielleicht hatte sie, den erhaltenen Nachrichten zufolge, bereits geendet. Aber dieser Gedanke war zu schrecklich.

Schon im Begriff, die Reise sofort anzutreten, hielt Heinrich plötzlich inne, um das niederschlagende Schreiben noch einmal durchzulesen. Er hatte sich bei seinen letzten Unternehmungen und überhaupt in all seinen Verhältnissen zu sehr von Verrath umgeben gesehn, als daß nicht jetzt der Argwohn neuen Verraths in ihm hätte erwachen sollen. Vielleicht war Alles nur erfunden, um ihn auf gute Weise von seinem Vorhaben abzulenken. Mit so mißlichen Empfindungen ihn dieser Gedanke auch einerseits erfüllen mußte, da ja sein Plan so gut wie vernichtet war, wenn man Kenntniß von demselben hatte, so fand er doch in diesem Argwohn jetzt einen Trost. Er hoffte in diesen Augenblicken nur, daß sie außer Gefahr sein möge.

Dann fiel es ihm ein, daß ja der Brief nicht direkt, sondern auf bedeutendem Umwege an ihn gelangt war. Man hatte ihn also nicht hier, sondern noch in der Residenz, wie die Adresse bezeugte, vermuthet. Dies war ein Beweis, daß man den Inhalt nicht erfunden hatte.

Dagegen kam ihm wieder der Gedanke, daß das Ganze vielleicht nur ein von Wolf abgekarteter Streich sein möchte.

Hatte derselbe doch auf den bedeutsamen Inhalt des Briefs angespielt. Man wollte ihn um jeden Preis zur Rückkehr bewegen — warum? Das mochten die andern wissen.

Jede dieser Vermuthungen hatte nur allzuviel für sich; aber ebensowohl konnte das Schreiben ächt und völlig ernst gemeint sein.

Heinrich schwebte in einer qualvollen Ungewißheit. Was sollte er thun? Ueberdies war seine Gemüthsstimmung nun nicht von der Art, um dabei viel überlegen zu können. Nur so viel war ihm klar, daß er nichts aufs Spiel setzen dürfe. Er entschloß sich endlich, der Einladung nach D— zu folgen und zugleich dafür zu sorgen, daß er durch die Reise seinen Zweck in dem derzeitigen Aufenthaltsorte nicht verfehlte.

Er ging, um Ulrich noch einmal aufzusuchen, fand denselben jedoch nicht in seiner Behausung. Nun schrieb er eilend verschiedene Aufträge für „den Freund“ nieder: Ulrich sollte das Werk für ihn thun, falls die Reisenden noch ankämen. Auch einige Zeilen zur Beglaubigung des Freundes für Paulinen legte er dieser Instruktion bei.

Kaum war dies geschehn, so rüstete er sich zur schleunigsten Reise nach D—. Es bedurfte dies keiner weitern Vorbereitung, da er ohnehin für jeden Augenblick reisefertig war. Wenige Stunden nach Empfang des freiherrlichen Briefes saß Heinrich bereits im Postwagen.

Er befand sich in einer unbeschreiblichen Unruhe. Sein Plan, der, obwohl mit aller Vorsicht angelegt und zuverlässig, dennoch immer ein sehr gewagter blieb, die Spannung, in

welcher ihn die Ausführung desselben bisher unausgesetzt gehalten hatte, das eilige und rastlose Reisen, das ungeduldige Warten, die verschiedenen ebenso lästigen als auffälligen und unbegreiflichen Mahnungen und Bestürmungen von Seiten der Freunde — Alles dies mußte ihn wohl in einem Zustande erhalten, welcher dem eines Gefolterten wenig nachgab und wo viel geistige Stärke erforderlich war, um überall der vollen Besinnung mächtig zu bleiben. Nun noch die Trauerbotschaft und die zugleich erwachenden Zweifel und Bedenklichkeiten, die neue Reise und die gespannte Erwartung — es fehlte nichts, um die peinlichste Lage vollständig zu machen.

Stundenlang lehnte er, ohne einen bestimmten Gedanken fassen zu können, im Wagen; und wenn er sich dann wieder seine Lage klar vergegenwärtigte, so bedrängten ihn nur allzubange Betrachtungen.

Wie sollte er ihr begegnen? Wie sollten sich die Verhältnisse nun gestalten, selbst wenn der schlimmste Fall nicht eintrat, — wenn sie genesen das Krankenlager verließ?

Er wußte sich jetzt keine Antwort zu geben und es war ein Glück für ihn, wenn er wieder in seinen gedankenlosen Zustand versank.

Dabei ging seiner fieberhaften Ungeduld die Reise gleichwohl viel zu langsam von statten.

Halb wahnsinnig vor Erwartung und Unruhe langte er endlich in D— an.

Viertes Kapitel.

Klopfenden Herzens eilte Heinrich nach dem ihm bezeichneten Hotel.

Er war im Begriff beim Portier nach den Gästen zu fragen, als ihm jemand eine Hand auf die Schulter legte. Er wandte sich um und sah Alfred vor sich.

„Du bist lang' erwartet worden,“ sagte der Graf, indem er Heinrichs Arm nahm. Ohne ein Wort zu sagen, ließ sich der letztere nach der Wohnung des Barons führen. Auch Alfred sprach nichts weiter, bis er den Freund nach seinem Zimmer geleitet hatte.

Hier angekommen, heftete er einen langen, ernsten, aber nicht unfreundlichen Blick auf Heinrich, welchen dieser ebenso stumm erwiderte.

„Verweile hier ein wenig,“ sagte Alfred dann; „ich werde sie auf deine Ankunft vorbereiten.“

„Gott sei Dank!“ rief Heinrich tief aufathmend. „Sie lebt also! Deine Miene schien mir das Schlimmste zu bedeuten.“

„Sie lebt,“ erwiderte Alfred; „aber ich fürchte, sie lebt nur, um dich noch einmal zu sehn. Sei gefaßt — gib dich keiner freundlichen Täuschung hin — ihr Leben hängt an einem sehr schwachen Faden — Bleib hier, bis ich dich rufe. Du scheinst selbst der Erholung bedürftig.“

Mit diesen Worten verließ Paulinens Bruder das Zimmer, wo Heinrich nun allein zurückblieb.

Eine Sterbende war es also, die ihn erwartete. Dies war es, was ihm anstatt des ersehnten schönen Zieles nun begegnen mußte! „Aber sie wird genesen!“ sagte er zu sich selbst — „der Tod wird diese kaum entfaltete Blüthe nicht brechen — sie darf nicht sterben, sie muß noch Ruhe und Glück im Leben finden!“

Nach wenigen Minuten trat Alfred wieder ein.

„Sie ist sehr angegriffen,“ sagte er, „und die Nachricht von deiner Ankunft scheint einen heftigen Eindruck hervorgebracht zu haben. Sei vorsichtig, Heinrich. Bedenke, daß die leiseste neue Aufregung augenblicklich tödtlich werden könnte. Die Arme hat ganze Tage lang in bewußtlosem Zustande gelegen; jezt ist eine ruhige Stunde eingetreten. Sie will dich allein sehn und heißt alle Andern das Gemach verlassen. Ich glaube, du wirst wohlthun, wenn du diese erste Zusammenkunft möglichst abkürzest.“

Heinrich überhörte all diese Ermahnungen. Er folgte jenem, bis sie das Zimmer der Kranken erreichten.

Heinrich sah sich der Leidenden allein gegenüber. Er hatte den ersten Augenblick des Wiedersehns gefürchtet und

daher gewährte es ihm einige Beruhigung, als er Paulinen keineswegs aufgeregt, sondern still und gefaßt fand. Aber dies war nur Folge der vorhergegangenen heftigen Spannung. Sie war ermattet. Seine anfängliche Hoffnung schwand nur zu bald und als sich sein Blick erst an die im Gemach herrschende Dämmerung gewöhnt hatte, fühlte er sich heftig bewegt durch ihren Anblick, welcher ihn an der baldigen Auflösung der Unglücklichen nicht zweifeln ließ.

„D, wie sehr dank' ich dir, daß du gekommen bist, Heinrich,“ sagte sie, während sie ihm die Hand entgegenstreckte und vergebens bemüht war, sich ein wenig aufzurichten. „Du weißt nicht, wie ich die letzten Tage um dich gelitten habe, da ich von Stunde zu Stunde umsonst deine Ankunft erwartete“ —

Heinrich fürchtete, sie möchte sich durch Sprechen schaden. Er wollte selbst reden, um sie daran zu verhindern; aber er vermochte kein Wort hervorzubringen. Krampfhaft hielt er ihre Hand in den seinigen, während sie fortfuhr:

„Armer Freund, du warst so reich an schönen Hoffnungen, und siehst nun Alles vernichtet vor dir. Aber du sollst dich nicht beugen lassen. Du bist nicht der Erste, dem der Tod eine Freundin entreißt, und ich will nicht, daß du meinen Verlust zu hoch anschlägst. Ich hätte dich gern schon früher auf diesen Ausgang vorbereitet — es war Nacht, als wir das letzte Mal bei einander waren, und du sahst da nicht daß ich das Zeichen des Todes schon auf

der Stirne trug. Ich hatte Mitleid mit dir und mochte dir deine Aussichten einer lachenden Zukunft nicht gern trüben. Vergib es der Sterbenden, daß sie dir diese Stunde nicht ersparen konnte, daß sie dich noch einmal zu sich rief. Ich weiß, daß ich nun sterbe — ich darf nur noch nach Minuten rechnen“ —

„Ach, du täuschest dich selbst, theure Pauline!“ erwiderte Heinrich mit fast erstickter Stimme. „Ich bitte dich, suche deinen Gedanken eine freundlichere Richtung zu geben“ —

„Es ist dies die freundlichste“ — unterbrach sie ihn. „Glaub’ mir, die freundlichste! Du bist bei mir im letzten Augenblick, du allein — denn es darf uns niemand stören, es darf niemand weiter Zeuge meines Todes sein.“

Sie schwieg vor Erschöpfung und es trat eine kurze Pause ein. Dann nahm sie das Wort wieder:

„Heinrich, glaubst du, daß uns ein Traum Wahrheit zu verkünden im Stande ist? Ich hatte am Tage vor der Abreise von Waldrode noch einen Traum, den ich dir mittheilen muß. Er betraf Marien, jenes unglückliche Mädchen, dessen du dich wohl erinnern wirst. Sie wurde an mir vorübergeführt zum Gefängnisse. Ich redete sie an und richtete einige Fragen an sie. Sie gab keine Antwort und schien nur durch Zeichen andeuten zu wollen, daß sie unschuldig sei. Die Personen, die ich bis dahin für die Diener der Gerechtigkeit gehalten hatte, welche die Schuldigen nach dem Orte ihrer traurigen Bestimmung geleiten sollten, hatten sich inzwischen verwandelt: in der einen

erblickte ich einen mir unbekanntem Mann und in der andern erkannte ich Elisabeth Warren. Beide begannen mich anzureden, und während sie sprachen war Marie plötzlich verschwunden. Sie selbst tragen einen Theil der Schuld, sagte Elisabeth zu mir, denn Sie haben der Unglücklichen einen Freund geraubt, der sie beschützt haben würde. Er könnte sie noch retten, wenn er ein Opfer bringen wollte, und ich würde ihm dazu selbst rathen können; — aber ich will nicht, weil ich Euch alle hasse und Euer Verderben gern sehe. — Es ist wahr, begann darauf der fremde Mann, Heinrich hat Marien geliebt und sie liebt ihn noch; hätte er sich nicht durch Sie, Pauline, blenden lassen, so würd' er die Arme vor ihrem Unglück bewahrt haben, welches eine Unschuldige trifft. — Gut, daß Alles so gekommen ist, setzte Elisabeth hinzu. Nun werdet ihr Alle elend, und neben dem eigenen Unglück wird Euch auch noch das Bewußtsein quälen, Andre elend gemacht zu haben. — In diesem Augenblicke ergriff der fremde Mann meine Hand und führte mich hinweg von der Warren. Pauline, sagte er, jenes Weib irrt sich. Denn du selbst wirst bald ganz glücklich sein und Elisabeth soll selbst dazu beitragen, daß Marie und Heinrich versöhnt und vereinigt werden. Weiter vernahm ich nichts, der Traum endete. Ich habe ihn aber nie wieder aus dem Gedanken gebracht. Heinrich, kanntest du Marien, wie es mir der Traum sagte?"

Der Gefragte war um die Antwort in einiger Verlegenheit. Indes theilte er mit kurzen Worten mit, was er wußte.

„Ich zweifelte nicht an der Wahrheit dessen, was ich träumte,“ sagte Pauline. „Ich hielt es für meine Pflicht, dir diese Mahnung, denn dafür halt' ich den Traum, mitzutheilen. Du sprachst von einer flüchtigen Neigung — das ist kein guter Ausdruck, Heinrich. Alles wird sich erfüllen — aber ich weiß doch, daß ich von dir geliebt werde. Noch um Eines bitt' ich dich: Versöhne dich mit den Meinigen, — versprich mir's, — ich mag nicht mit dem Gedanken scheiden, daß ich Euch feindselig und in Haß zurücklasse“ —

Ihre Stimme ward jetzt gebrochener, bis sie endlich, auf das Kissen zurücksinkend, völlig still ward. Ihr Athem war schwer und Heinrich beobachtete mit ängstlicher Spannung ihr Gesicht.

Plötzlich richtete sie sich wieder empor. Sie befand sich in sichtlicher Aufregung und sprach wirre, unzusammenhängende Worte. Heinrichs Besorgniß stieg, als er bemerkte, daß sie verschiedene Personen, die sie vor sich zu sehen glaubte, anredete, während sie ihn selbst nicht mehr kannte.

Er mußte Beistand rufen, und während mehrere Personen, — auch Alfred und die Mutter der Kranken, — eintraten, zog sich Heinrich, seiner Sinne kaum mächtig, zurück, ohne jedoch das Gemach zu verlassen. Er wußte nicht, was um ihn her vorging; er hatte auf niemand von den Eintretenden geachtet. Sein selbst nicht bewußt lehnte er, das Gesicht mit den Händen bedeckt, an der Wand.

Das fürchterliche Wort, „sie stirbt,“ welches ihm Alfred leise zuflüsterte, weckte ihn endlich aus seiner Betäubung. Er wankte hin zu der vor Schmerz verstummten Gruppe, welche das Lager umgab. Aber der Augenblick, in welchem er auf sie schaute, war auch der letzte Paulinens. Sie war soeben in den Armen ihrer Mutter verschieden.

Fünftes Kapitel.

Heinrich erwachte aus einer Ohnmacht. Seine Kraft war in jenem erschütternden Augenblicke erlegen.

Neben ihm befand sich Alfred, welcher ihn nach seinem Zimmer geführt, wo den durch anhaltend aufgeregten Gemüthszustand Angegriffenen die Besinnung plötzlich verlassen hatte.

„Ist dir wohl?“ fragte Alfred. „Wünschest du, daß ich den Arzt rufe, der sich noch im Hause befindet?“

„Nein, nein; ich bedarf seiner nicht. Die Schwäche ist vorüber. Du würdest sie erklärlich und natürlich finden, wenn du wüßtest, was seit Wochen und Monaten mein Inneres bewegt hat.“

„Ruhe wird dir wohlthun, Heinrich. Du bist noch sehr aufgeregte“ —

„Sprich nicht von Ruhe,“ entgegnete Heinrich. „Ich mag keine Ruhe und ich würde auch keine finden. Aber ich brauche jetzt Einsamkeit, und Euch wird der Gast auch nicht

willkommen sein. Ich gehe nach meinem Gasthaus zurück, Alfred. Dort kannst du mich später finden, wenn du mit noch etwas zu sagen haben solltest" —

„Ich habe dir sehr viel zu sagen, Heinrich! — Aber du solltest noch einige Zeit hier bleiben, du hast dich noch nicht wieder erholt.“

„Doch, doch! Ich bin jetzt unnütz hier — Lebwohl!“

Heinrich ging hinweg, um in der Einsamkeit seinen trüben Gedanken nachzuhängen. Er war jetzt ruhiger, wenn der dumpfe Zustand, in welchem er sich nun, im Gegensatz zu der vorhergehenden Aufregung, befand, Ruhe heißen konnte. Aber er war wenigstens nun im Stande, über all das in letzter Zeit Erlebte nachzudenken. Es war, als hätte sich alle Spannkraft seines Geistes auf einmal zu sehr erschöpft, als daß sein Schmerz nun noch auf heftige Weise hätte erwachen können, und er wunderte sich selbst über seine gegenwärtige Fassung. —

Mochte er nun auch momentan eines andern Gegenstandes gedenken, immer drängte sich unwillkürlich Paulinens Traum seiner Erinnerung auf. Er mußte denselben wunderbar nennen, denn er konnte sich nicht auf früher Gesehenes oder Gehörtes gründen, ein Umstand, wodurch sich die meisten weissagenden Träume erklären lassen. Es war eine vollkommene Offenbarung gewesen und Heinrich sah darin deutlich eine Aufforderung an sich selbst, für die Verlassene, Schmachbedeckte zu handeln, obwohl er nicht wußte, wie dies möglich werden sollte. —

Am folgenden Tage erschien Alfred bei ihm.

„Heinrich,“ sagte er, „wir hätten gewiß viel mit einander zu sprechen — aber das meiste liegt mir wie eine Bürde auf der Seele und ich wünschte, wir verständen einander ohne Worte und ließen alles Lästige und Drückende von tiefer Vergeffenheit begraben sein.“

„Wir können beide schweigen, denk' ich — und was hätten wir einander auch noch zu eröffnen? Wir haben beide einen Verlust erlitten; nur ist ein Unterschied dabei: — du wußtest das Verlorne nicht zu schätzen und daher hast du auch weit weniger verloren, als ich, der ich den Verlust in all seiner Schwere empfinden muß.“

„Leider hast du ein Recht, schlimm von mir zu denken, und ich will keine Worte verschwenden, um mich zu rechtfertigen; obwohl du irrst, wenn du meinen Schmerz für gering hältst. Du hast auch gefehlt, Heinrich, und gewiß sehr schwer — allein wir wollen das jetzt ruhen lassen.“

„Und was begehrt du von mir?“

„Vor Allem sollst du die Kälte verbannen, mit welcher du mir noch immer begegnest. Ich verlange nicht, daß du dein Unrecht bekennen sollst; ich sagte schon, wir wollen das ruhen lassen; ich denke, der gestrige Tag sollte für uns abgerechnet haben. Ja, Heinrich, laß alle Schuld vergessen und begraben sein!“

Es war weniger hartnäckiger Groll und feindselige Gesinnung, als die Apathie, die Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Heinrich jetzt fortwährend kalt erscheinen ließ. In andrer Stimmung würde er vielleicht jeden Antheil an der Schuld von sich gewiesen haben, während er jetzt nichts ent-

gegnete. Ueberdies ahnte er noch nicht, daß selbst jetzt noch alles Unrecht, welches ihm vom Grafen beigemessen ward, in dem Vergessen seiner niedern Stellung gegenüber der gräflichen Familie bestand; er konnte dies anfangs nicht ahnen, obwohl Alfred durch manche Aeußerung darauf hindeutete. Der Letztere war in seinem Standesvorurtheil so befangen, daß ihn die „ungeheure Unmaßung“ Heinrichs stets mit dem höchsten Staunen erfüllte, und Heinrich war hinwieder zu sehr in seinen Ansichten befangen, daß er gar nicht an die Möglichkeit eines solchen Vorurtheils in solchem Grade denken konnte. So kam es, daß keiner den andern recht verstand. Wenn Alfred von einem Unrecht sprach, welches er sich selbst zur Last legen mußte, so war damit durchaus nicht die Vereitelung des Planes der Liebenden gemeint; er dachte nur an sein und seiner Familie Verfahren gegen Pauline hinsichtlich des Barons. Er war heute in der Absicht zum Freunde gegangen, um gleichsam eine Beichte abzulegen, denn er wußte nicht, daß Heinrich zum Theil bereits unterrichtet war. Nun hielt ihn aber auch sein Stolz, welcher immer wieder erwachte, von jedem derartigen Geständniß zurück. Ja am Ende ging er so weit und vergaß sich so sehr, daß er jenen um Verschwiegenheit in Betreff des ganzen Verhältnisses und hauptsächlich auch der letzten Scenen ersuchte. Er wünschte, daß es nicht ruckbar werden möchte, welchen Theil ein Mann „ohne Rang und Herkunft“ an der jüngsten Geschichte der gräflichen Familie gehabt hätte. Diesen Grund sprach er freilich nicht offen aus, allein Heinrich erkannte denselben trotzdem deutlich genug. Aber er ver-

achtete jetzt den albernen Stolz und dessen Wirkungen mehr denn je und blieb ruhig.

„Wird der Baron auch schweigen?“ sagte er.

Alfred antwortete darauf nicht.

„Ich war zu zerstreut oder verstört, als daß ich auf die Anwesenden hätte achten können,“ fuhr Heinrich fort; „doch ist mir, als wäre der Baron nirgend sichtbar gewesen.“

„Er ist heut' erst angekommen,“ antwortete Alfred in einem Tone, als schämte er sich dies Geständniß zu machen. „Er zog es vor, einen Ausflug aufs Land zu unternehmen — er langweilte sich am Krankenlager seiner Gattin.“

Nun erst besann sich Heinrich wieder auf den Inhalt des Briefes, der ihn hieher gerufen hatte. Er suchte denselben hervor und reichte ihn Alfred.

„Was sagst du dazu?“ fragte er Alfred. „Aber es ist ja an einen Plebejer geschrieben und man darf mich jedenfalls anmaßend nennen, wenn ich den Ton des Schreibens nicht angemessen finde. Ich darf nicht vergessen, dem edlen Schreiber die Inlage zurückzusenden, obwohl mir's leid thun wird, seinetwegen die Feder zu ergreifen. Und man konnte sich unterstehn, das edelste Mädchen solchem Elenden verbinden zu wollen!“

„Mein Wille war diese Verbindung nicht,“ entgegnete Alfred. „Ja, ich war entschlossen, dieselbe zu hintertreiben, bis ich diesen Vorsatz aufgab, weil ich bemerkte, daß sich Pauline freiwillig in Alles fügte.“

„Das hat sie nie gethan!“ entgegnete Heinrich heftig. „Ich weiß, daß sie dies nie konnte, daß sie nie fähig war,

freiwillig eine so schmachvolle Verbindung einzugehen. Du schmähest sie, wenn du ihr dergleichen nachsagst. O, dein Blick soll mir sagen, daß ich meiner Stellung vergesse — Nun, versuch' es, theile jenem edlen Herrn mit, daß ich eine Verbindung mit ihm schmachvoll finde — ich bin neugierig, was er thun wird! Vermuthlich wird er mich mit einem Prozeß bedrohen. Denn Genugthuung anderer Art wird er von mir unadeligem Menschen natürlich nicht verlangen können, und ich selbst muß gestehn, daß ich — ganz abgesehn von Werth oder Verwerflichkeit eines Duells — daß ich den Baron nicht für würdig halte, mit einer anständigen Waffe bekämpft zu werden.“

„Der Mann mag Verachtung verdienen,“ sagte Alfred; „erinnere dich jedoch, daß du seinetwegen den Stand nicht schmähen darfst.“

„Keinen trifft Schmach, der sie sich nicht selber bereitet. — Doch, Alfred, du hättest jene Verbindung hintertreiben wollen? Du? Gleichwohl kannst du nicht läugnen, daß du das Opfer mit verkaufen halfst — du staunst? Ja, leider kenn' ich die Umstände! Ihr habt sie verkauft — und an wen!“

Alfred befand sich in ziemlicher Verlegenheit und nur mit Mühe brachte er anfangs die Worte hervor: „du bist falsch unterrichtet — ich will nicht fragen, durch wen! Aber ich will deiner wilden, schmerzlichen Stimmung jene Ausbrüche verzeihn. Heinrich, das Wesen welches uns Allen theuer war, ist noch nicht bestattet — sie wünschte selbst unsre Versöhnung — und wie wenig wird dieser Wunsch jetzt von

uns berücksichtigt! Ich will dir Zeit und Ruhe gönnen. Wir werden einander hier nicht wiedersehn. Morgen reisen wir nach Waldrode zurück. Dorthin werden auch Paulinens Reste zur Bestattung geführt, — und dort wollen wir uns wiedersehn. Ich hoffe dich dann in andrer Stimmung zu finden. Wirßt du kommen?“

„Ich werde nach Waldrode reisen,“ antwortete Heinrich.

„So leb wohl!“

Alfred ging und Heinrich war froh, sich wieder allein zu sehn. Er wünschte selbst von Herzen, seiner drückenden Stimmung entfliehn zu können und beschloß daher, noch heute nach der Residenz zurückzukehren, obwohl ihm das Wiedersehn der meisten seiner dortigen Bekannten keine erfreuliche Aussicht bot.

Jetzt erst nahm er die während der Reise erhaltenen Briefe wieder zur Hand, um sie aufmerksam durchzusehn. Es fiel ihm dabei selbst auf, daß er jetzt die dringenden Anforderungen Wolfs der Berücksichtigung weit mehr werth fand, als früher; ja er bedauerte, nicht sogleich neue Nachrichten von jenem erhalten zu können; aber er fühlte sich um so stärker geneigt, sogleich zurückzureisen. Zuvor übersendete er dem Baron noch das erhaltene Reisegeld, ohne jedoch viel Worte dabei zu verlieren. — Mit besondrer Aufmerksamkeit las er jetzt auch den Brief des Ministers. Wunderbar dünkte es ihn, wie er darauf so wenig habe achten können; doch suchte er diesen Umstand mit seinen damaligen Gedanken und Absichten zu erklären. All sein Sinnen und Denken war auf ein einziges Ziel gerichtet gewesen, vor welchem alles

Andre zurücktreten mußte. Gegenwärtig vermochte er erst mit mehr Aufmerksamkeit und Interesse über die sonstigen vorher verachteten Verhältnisse und Begebenheiten nachzudenken und er überließ sich solchen Betrachtungen um so lieber, als sie ihn wenigstens momentan von dem einen schmerzlichen Gedanken ablenkten. —

Er sah ein, daß er dem Minister jedenfalls antworten mußte, mochte die Antwort immerhin sein welche sie wollte. Er zweifelte nicht im Geringsten, daß Wolf und die Andern ganz recht mit ihrer Vermuthung hatten, wenn sie sagten, der Minister werde Dienste von Heinrich verlangen, die nicht unter die ehrenhaftesten gehörten. Während er nun jetzt mehr und mehr seinen Gedanken von selbst wieder diejenige Richtung gab, in welcher ihn die Freunde ebenso eifrig als vergeblich zu leiten gesucht hatten, erwachte zugleich in aller Bitterkeit der Haß gegen Alles, was Beeinträchtigung des Rechts, Bedrückung, Unfreiheit hieß. Am meisten aber ward sein Haß durch das Bewußtsein aufgereizt, daß man ihn zu einem Werkzeug der schnöden Willkür habe erlesen können; daß man ihn für fähig und geeignet halten konnte, einer Sache um Lohn zu dienen, welche er haßte. Man hatte ihn in gleiche Reihe mit einer Elisabeth stellen wollen, man hatte ihm die Rolle eines Spions zugebracht; — er empfand die tiefste Verachtung gegen jene, welche sich überhaupt solcher Mittel bedienen konnten — er fühlte, daß er sich jetzt mit aller Kraft der Sache der Freiheit, welcher er ganz gehören wollte, widmen mußte. — Er sehnte sich nun nach dem Augenblicke, wo er Wolf wiedersehen würde, —

und mit einem Worte, er war umgewandelt, d. h. es erwachte Alles mit neuer Stärke in ihm, was eine Zeitlang, von einem schönen Bilde überstrahlt, hatte zurücktreten und schlummern müssen. —

Er beschleunigte seine Reise und am folgenden Tage traf er wieder in der Residenz ein, wo er seine frühere Wohnung bezog.

„Bohl hatt' ich ein Recht,“ sagte er zu sich selbst, „Allein zu entfliehn, was dem nun vernichteten Glücke hinderlich sein mußte. Es blieb mir keine andre Wahl und ich suchte keine. Jenes Glück ist nun dahin, und mir bleibt nur ein theures Andenken — aber die Pflichten, die erst untergeordnet sein mußten, nehmen nun wieder den ersten Rang ein. „Sie mußten stets die ersten sein!“ wird man mir zurufen. Ich vermag darauf nichts zu entgegnen und — es ist auch nicht nöthig. Wenig kann derjenige erlangen oder wirken, der mit sich selbst rechtet.“

Er säumte jetzt nicht, das vielverheißende Billet zu beantworten, welches bereits älter als eine Woche war. Seine Antwort, welche ziemlich lang ausfiel, klang wunderbarlich genug. „Ich weiß nicht,“ schrieb er, „welcher Art die Geschäfte sein mögen, die mir zugedacht werden; allein ich kann es ahnen, und trägt mich diese Ahnung nicht, so muß ich über die beabsichtigten Anträge staunen, nicht weil sie von Ihnen ausgehn, sondern weil sie an mich gerichtet werden. Ich kann offen gegen Sie sein. Einige meiner Bekannten sind in Ihren Augen verdächtig, das weiß ich. Sie gedenken mich als Kundschafter zu nützen, Sie hoffen einen Ver-

räther in mir zu finden. Glücklicherweise eigne ich mich zu erstem nicht und kann letzterer nicht werden, weil ich nichts zu verrathen habe. Sie wollten mich für ein derartiges Amt erwählen, weil Sie glaubten, ein mittelloser Mann werde auch stets klußlich sein; nicht einmal beleidigen können Sie mich durch eine solche Voraussetzung. Ich beachte Ihren Antrag nur insoweit, um ihn zurückzuweisen. Wäre derselbe auch nicht von der angedeuteten Art, so würd' ich ihn dennoch zurückweisen, denn Sie haben das Unglück, der Diener eines Fürsten zu sein, und ich mag keinem Fürsten, weder direkt noch indirekt, dienen. Ich beabsichtige nicht, Sie mit Darlegung meiner Grundsätze zu unterhalten, denn ich sehe nicht ein, wozu dies nützen sollte. Indes kennen Sie dieselben nunmehr wenigstens insoweit, um mich und Alle, die mir in der Gesinnung gleichen, künftig mit Anträgen zu verschonen, welche — Ich überlasse den natürlichen Schluß Ihnen selbst und zeichne" u. s. w.

Heinrich las diesen Brief noch einmal durch, eh' er ihn siegelte und absendete.

Raum war das Schreiben abgegangen, als er Wolf auf der Straße vorübergehen sah. Er rief denselben zu sich und theilte dem, durch seine Anwesenheit freudig Ueberraschten, den Inhalt jener Antwort mit.

„Wie! Sind Sie ganz des Teufels geworden!“ rief Wolf. „Und dies heillose Papier haben Sie wirklich abgeschickt? Es enthält Beleidigungen, in Folge deren Sie das jüngst erst verlassene Gefängniß vermuthlich bald wieder besuchen werden, und dann“ —

„Mein, ich habe nichts zu befürchten.“

„Heinrich, fast muß ich glauben, Ihre unglücklichen Reisen haben Sie um den Verstand gebracht. Und gerade jetzt hätten Sie diesen nöthiger denn je! Wahrhaftig, es bleibt Ihnen nichts übrig, als die schleunigste Entfernung, wofern Ihnen noch etwas an Ihrer Freiheit liegt. Reisen Sie sogleich ab. Die Folgen Ihres verrückten Briefes werden nicht auf sich warten lassen.“

„Nicht doch, Wolf. Das Schlimmste, was mir begegnen könnte, wär' eine Landesverweisung. Aber auch daran denk' ich nicht. Ich bin überzeugt, daß man mich ganz ungestört lassen wird. Ich habe gleich im Eingange meines Briefes angedeutet, daß Alles, was ich Vermuthung nenne, bei mir mehr als solche ist — der Minister wird glauben, daß ich um Dinge weiß, deren Weiterverbreitung nicht gewünscht werden kann. Man wird höchstens gültliche Maßregeln ergreifen, um mich zum Schweigen zu vermögen. Und was die Beleidigungen betrifft, von denen Sie sprechen, so wird der Minister diese gewiß ignoriren — er wird im Nothfall denken wie Sie: der Mensch hat den Verstand verloren.“

„Ich theile Ihre Zuversicht nicht. Aber welchen Zweck hatten Sie bei dem Unsinn?“

„Ich muß gestehn, daß ich den Brief schon im jetzigen Augenblick nicht mehr schreiben würde, obwohl ich noch keineswegs bereue, ihn geschrieben zu haben. Ich mußte meiner Galle auf irgend eine Weise Luft machen und die Gelegenheit schien mir ganz passend. Sein Sie nicht besorgt um mich, Wolf! es wird mir nichts geschehn. Uebrigens

verdien' ich auch Ihre Vorwürfe nicht, jetzt, wo ich zurückgekehrt bin, um mit allem Eifer der guten Sache zu dienen."

„Der Anfang ist schlecht genug. Wie kann man alle Besonnenheit so sehr verläugnen! Haben Sie gar nicht bedacht, was ich Ihnen hinsichtlich des Ministers schrieb?"

„Solche Klugheit mag ich nicht üben, ich taue nicht dazu. Bei Gott, lieber will ich mich zur großen Klasse der Narren zählen lassen. Nein, Wolf, ein Spion kann ich nie sein, weder für eine gute noch für eine schlechte Sache. Es wäre ein Schimpf für die gute, wenn sie solcher Winkelzüge bedürfte. Für mich hat jener „verrückte" Brief nun wenigstens den Nutzen, daß Sie mich mit derlei Zumuthungen verschonen werden, da Sie meine Art und Weise kennen. Ich will wirksam sein, aber offen und ehrenhaft."

„Man wird Ihnen wenig Spielraum lassen," entgegnete Wolf. „Man wird Sie (vorausgesetzt, daß nichts Schlimmeres geschieht,) auf jedem Schritt beobachten, und daher wird es sogar gut sein, wenn Sie sich bei nichts betheiligen. Ihre Theilnahme kann nunmehr nur schädlich sein."

„So werd' ich allein thun, was ich vermag!" entgegnete Heinrich, während Wolf kopfschüttelnd Abschied nahm, nachdem ihm jener noch gesagt, daß er sich zunächst nach Waldbrode begeben würde.

Als Heinrich allein war, schrieb er einen Bericht der letzten Ereignisse für Watkins nieder und legte auch eine aus dem Gedächtniß geschriebene Kopie des Briefes an den Minister bei.

Siebenter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Heinrich sollte seinen Entschluß, ohne Verzug Waldrode zu besuchen, an jenem Tage vereitelt sehn. Denn kaum hatte ihn Wolf verlassen, als sich eine Frau bei ihm einfand, welche ihm einen Brief übergab und um sofortige Antwort bat.

Er öffnete das Billet und staunte, als er es mit „Elisabeth“ unterzeichnet fand. Er erkannte die zierlichen Schriftzüge von früher in diesen, offenbar mit zitternder Hand und mühsam geschriebenen Zeilen nicht wieder. Dieselben lauteten:

„Nachdem ich Sie genöthigt, mir wider Ihren Willen so manches Opfer zu bringen, bitt' ich Sie noch um ein einziges und letztes: nämlich mich heute noch zu besuchen. Dieses Opfer wird um so größer, da der Ort, wo Sie mich finden werden, so wie meine ganze jetzige Lage nur zu viel des Anstößigen und Abschreckenden hat. Aber ich bitte Sie dringend um die Gefälligkeit und gebe Ihnen

überdies die Versicherung, daß ich Ihnen durch diesen letzten Besuch nur nützlich, gewiß auf keine Weise nachtheilig werden will.“

Heinrich blickte von dem Papier auf die Ueberbringerin, die seinen Blick mit einem fragenden — mit einem widerlichen Lächeln erwiderte.

„Der Herr kennt mich nicht mehr?“ begann sie. „Ich hatte die Ehre, mit Ihnen bei einem Mädchen zusammenzutreffen, wo Sie und ein Freund von Ihnen mich verhinderten, einem verlassenen Kinde ein sorgenfreies Loos zu bereiten. Unter meiner Leitung wäre die kleine Marie nicht ins Verderben gerathen!“

Jetzt entsann sich Heinrich, wen er vor sich hatte. Dasselbe Weib, in dessen Gegenwart er Marien zum ersten Mal gesehn hatte.

„Man begegnet im Leben einander oft unvermuthet und wunderbar,“ fuhr sie fort; — „ich habe meinen frühern Wohnort für immer verlassen und bin nun hier die Eigenthümerin eines sehr vorzüglichen Kaffeehauses geworden“ —

„Wie kommen Sie zur Besorgung dieser Botschaft?“ unterbrach sie Heinrich.

„Darüber wundern Sie sich? Das glaub' ich wohl. Nun, Fräulein Elisabeth wird Ihnen ja Alles mittheilen. Ich nahm die Dame, die sich in ziemlich bedrängter Lage befand, in mein Haus auf. Leider ist sie sehr krank geworden und aus reiner Menschenliebe hab' ich mich dazu verstanden, sie bei mir zu behalten, was übrigens nicht lange währen kann, denn Sie müssen wissen, daß Elisabeth nicht lange

mehr zu leben hat; ja, wer weiß, ob sie den morgenden Tag noch erlebt. Sie leidet an der Schwindsucht, welche plötzlich zum Ausbruch kam und Sie müssen eilen, Herr Berg, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen."

„Wo ist Ihre Wohnung?"

Sie nannte die Straße und das Haus.

„Ich werde kommen," sagte Heinrich, „wiewohl ich damit allerdings ein Opfer bringe. Sie begreifen, daß ich für diesen Besuch den Abend erwarten muß. Sagen Sie der Dame, daß ich heut Abend kommen würde. Wofern Sie keinen Auftrag weiter haben, muß ich Sie ersuchen, mich sogleich zu verlassen."

Die Frau gehorchte und nahm mit ihrem gemeinen frechen Lächeln Abschied.

„Sollte die Elende so schnell von ihrem Geschick ereilt worden sein?" dachte Heinrich; „oder ist es wieder eine Komödie, hinter welcher ein neuer tückischer Streich gegen mich lauert? — Ich will dennoch hingehn." —

Sobald die Dämmerung eingetreten war, begab er sich auf den Weg nach der einsamen Straße, in welcher das fragliche „sehr vorzügliche Kaffeehaus" gelegen war. Unter den verschiedenen gleichartigen, die sich in der Nähe befanden, war es als das stattlichste leicht herauszufinden, und so widerstrebend es Heinrich auch betrat, fühlte er sich doch wie durch eine unsichtbare Gewalt hineingezogen. Lauter Jubel und wüster Lärm, durch einzelne Gitarrenklänge und Gesang unterbrochen, schallte aus verschiedenen Gemächern,

während Heinrich durch den erleuchteten Eingang hastig nach dem dunklen Hintergrund eilte.

„Wohin, schöner Fremdling?“ rief ihm hier eine schmeichelnde Stimme entgegen und zugleich fühlte er sich von ein Paar weichen Armen umschlungen und festgehalten.

Ziemlich barsch befreite er sich aus dieser Umarmung und fragte nach der Wirthin des Hauses.

„Ei, Sie unartiger Herr!“ erwiderte das muthwillige Mädchen. „Während ich Sie empfangen fragen Sie nach dem alten Mütterchen! Das ist unerhört! Nun, dort kommt die gute Dame schon!“

In der That erschien die Wirthin jetzt und Heinrich verlangte sogleich zu Elisabeth geführt zu werden, denn er wollte das Haus so schnell als nur möglich wieder verlassen.

„Leuchte dem Herrn, Hortensia!“ sagte die Frau und Hortensia war sogleich bereit. Sie ergriff eine Kerze, die im Vorgemach stand, und sagte, während sie vertraulich Heinrichs Arm ergriff: „Nun, kommen Sie nur, böser Mensch, der Sie Unart auf Unart häufen. Statt mir ein freundliches Wörtchen zu sagen, lassen Sie sich nun gar zu der kranken Elisabeth führen.“

Vergebens bemühte sich Heinrich seinen Arm frei zu machen, während ihn das Mädchen, immer plaudernd und schäkternd verschiedene Treppen emporführte. Auf der dritten blieb sie stehen und sagte: „Bis zu Elisabeth haben wir noch zwei recht steile garstige Treppen zu steigen; aber hier sind wir vor meinem Zimmer und ich bitte Sie, ein wenig einzutreten. Wir müssen ausruhn, eh' die Wanderung weiter-

geht.“ Zugleich öffnete sie die Thür eines netten Gemachs, welches allerdings auf's Einladendste ausgestattet war. Sie trat hinein, stellte den Leuchter auf den Tisch und warf sich selbst auf das Sofa, während sie den außen harrenden Heinrich einlud, ihrem Beispiel zu folgen.

„Sie bemühen sich umsonst,“ sagte er. „Ich habe Eile und Sie werden sogleich den erhaltenen Auftrag erfüllen!“ Er sagte dies in so mürrischem Tone, daß das Mädchen unverzüglich gehorchte. „Gut,“ sagte sie, während sie voranging. „Ich werde warten, bis Sie Ihren Besuch gemacht haben. Dann werden Sie hoffentlich geneigt sein, mir Abbitte zu leisten.“

Man war jetzt zu einer schlechten Bodenkammer gelangt, deren Thür die Führerin öffnete. „Hier wohnt Ihre Dame; ich wünsche viel Vergnügen!“ sagte sie, und im nächsten Augenblick sah sich Heinrich allein vor dem Krankenlager Elisabeths.

Alles mußte einen peinlichen — einen entsetzlichen Eindruck auf den Gast machen. Es war ein sehr enger, trostloser Raum, von der einen Seite nur durch das unbekleidete Dach eingeschlossen. Ein einziger baufälliger Stuhl und ein alter mit Arzneiflaschen bedeckter Tisch waren außer dem ärmlichen Lager die einzigen Geräthschaften, welche man hier sah. Dabei herrschte eine erstickende mephitische Atmosphäre, an die sich der Gast erst nach mehreren Minuten in Etwas zu gewöhnen vermochte. Und inmitten dieser elenden Umgebung lag sie selber, die Glende — die einst schöne, begabte, lebensfrohe Elisabeth — jetzt ein Bild des Grauens.

Sie schien aus einer Art von Schlummer zu erwachen, als Heinrich eintrat.

„Setzen Sie sich, Heinrich,“ sagte sie. „Ich bin zu schwach, mich emporzurichten, ja zu schwach, Ihnen eine Hand zu bieten — aber daran kann Ihnen auch nichts liegen.“

Obwohl sie nur langsam und mit Anstrengung zu sprechen vermochte, fuhr sie in ihrer Rede doch, einige kurze Pausen abgerechnet, wo sie Athem schöpfen mußte, ununterbrochen fort.

„Sprechen Sie nicht, Heinrich,“ sagte sie. „Lassen Sie mich nur ungehindert reden. Es wäre nutzlos, wenn ich mich noch schonen wollte. Seit gestern hab' ich jede Hoffnung für mich aufgegeben. Es war meine Absicht, Ihnen einen kurzen Abriß meiner Geschichte zu geben, allein das ist kaum nöthig, daß Sie Alles leicht selbst errathen können. Nur was auf Sie Bezug hat, will ich erwähnen. Warum? weiß ich mir kaum zu sagen, — denn ich bereue nichts, ich hoffe und wünsche nichts mehr, ich fürchte nichts; ich will Ihnen nur noch gefällig sein — nehmen Sie das meinetwegen für Dankbarkeit, weil Sie meine Einladung nicht verschmäht haben. — Ach, Heinrich, vor wenigen Wochen, als ich bedrängt und ohne alle Hilfe, von Allen verlassen, in diesem Hause Zuflucht suchen mußte, da glaubt' ich dennoch nicht an ein solches Ende. Ich war da noch immer voll Zuversicht und Hoffnung — ich war noch blühend und schön und hielt mich für gesund — da sehen Sie die Verheerung weniger Wochen! — Doch was kümmert Sie

das. Ich hab' Ihnen viel geschadet und Sie glauben mich zu kennen: Sie sehen in mir ein leichtfertiges, sinnliches Geschöpf, welches, durchweg egoistisch, Alles der eigenen Lust zu opfern bereit war. Zum großen Theil mag das wahr sein; aber wenn Sie jetzt meine völlige Gleichgiltigkeit und Kälte, meine ganze hoffnungslose Lage erwägen, so werden Sie meinen Worten desto eher Glauben schenken. Heinrich, hätten Sie mich nicht verachtet, so wäre vielleicht Alles anders gekommen — ich liebte Sie und Ihrertwegen wär' ich zu jedem Opfer bereit gewesen, wie ich im andern Falle, da ich mich verschmäht sah, auch zu jeder That, um Sie zu verderben und mich zu rächen, fähig ward. Ich war heiter, lebenslustig, ungebunden — tausend Weiber sind ebenso, aber nur insgeheim; mein Verbrechen war also nur der Mangel aller Heuchelei, der Umstand, daß ich mich völlig so gab, wie ich war. Ein eingezogenes Leben behagte mir auf die Länge nie und so oft ich auch als Lehrerin oder Gesellschafterin — zu diesem Beruf war ich erzogen und gebildet — eine Stellung gewann, so sucht' ich doch immer nur zu bald meine völlige Freiheit wieder. Auch nach Waldrode war ich auf solche Weise gekommen. Es war mir dort zu still und zu einformig und ich verließ jenen Kreis bald. Ein Umstand, den bis jetzt niemand erfahren konnte, wird Sie interessiren. Ich werde dadurch in Ihren Augen sehr strafbar erscheinen. Allein ein Blick auf mich und meinen Zustand wird Ihnen zugleich sagen, daß ich bereits aus dem Bereiche aller Strafe oder Rache der Menschen bin. Mein Leben zählt nur noch Stunden, und deshalb bin ich offen und bekenne Alles ohne

Scheu. Ich machte, kurz vor meiner Abreise, einen Besuch bei der Familie des Fabrikbesizers und damals fand ich Gelegenheit, ein Kästchen mit Schmucksachen zu entwenden. Es ist eine längere Zeit vergangen, bevor man die sehr werthvollen Gegenstände vermiffte. Als ich Sie zuerst kennen lernte, besaß ich noch einen Ring aus jenem kleinen Schatz, den ich gut verwerthet hatte, und jenen Ring schenkt' ich Ihnen beim Abschied. Gleich nachher erhielt Marie denselben von Ihnen. Das Weitere können Sie leicht errathen. Ich war sicher vor dem leisesten Verdachte; als man aber bei jenem unglücklichen Mädchen den Ring bemerkte und nun erst des ganzen Raubes inne ward, mußte aller Verdacht auf die Unschuldige fallen. Ich ließ natürlich Alles gern geschehen, zumal da ich glaubte, Sie liebten Marien noch. Es ward eine entehrende Strafe über sie verhängt und ich war ziemlich sicher, daß mir das Mädchen bei Ihnen nie mehr im Wege stehn könnte. Denn kam auch später ihre Unschuld an den Tag, so blieb bei den vorurtheilsvollen Menschen doch stets der Makel jener Untersuchung und Strafe an ihr haften. — Sie entsetzen sich, da Sie sehen, wie ich alles meinem Vortheil opfern konnte? Ach, das Unglück ist da nicht groß — Marie ist jung und kann noch sehr glücklich werden. Und finden Sie von meiner Seite nicht schon das Bekenntniß überhaupt dankenswerth? Das Mädchen ist ja nun gerettet. Es ist ein armes, thörichtes, gutes Kind! Da sehen Sie daß wir Frauen in unster Liebe doch besser sein können, als ihr. Marie ließ in ihrer Einfalt lieber Alles, auch das Aergste, über sich ergehen, um nur Sie nicht in

die unangenehme Geschichte zu verwickeln. Sobald sie gestand, von wem sie den Ring hatte, war sie gerechtfertigt und frei. Aber sie warf ihr ganzes Lebensglück hin, um Sie nicht preiszugeben.“

Sie schwieg hier einen Augenblick, da sie bemerkte, daß jene Eröffnung auf Heinrich einen heftigen Eindruck gemacht hatte. Er erwiderte kein Wort, er schien keines Lautes fähig zu sein, und Elisabeth fuhr daher fort.

„Wenn Sie mich für schlecht halten, Heinrich, thun Sie mir im Grunde ebenso viel Unrecht, als wenn Sie mich für tugendhaft hielten. Danken Sie mir nichts, klagen Sie mich um nichts an! Wie gesagt: es ist nicht Reue, nicht ein Gefühl des Mitleids, auch nicht mehr Neigung zu Ihnen, was mich zu Bekenntnissen veranlaßt; es ist nur ein Einfall, weiter nichts. — Ich denke, meine Kraft reicht noch für einige Worte hin und Sie mögen den Vortheil davon haben. Durch einen Mann, der auch Ihnen bekannt — den Arzt, welchen Sie öfters bei mir sahen, — war mir eine neue Erwerbsquelle eröffnet worden. Dieser Arzt, der sich das Vertrauen vieler Liberalen, Radikalen und wie sie heißen mögen, erworben hatte, der überdies einer geheimen Gesellschaft zur Einführung socialer Reformen angehörte, dieser Arzt ist ein Spion, welcher von mehreren Regierungen zugleich besoldet wird. Sobald Sie dies wissen, wird Ihnen sein Benehmen und Wesen ganz anders erscheinen. Er trägt oft die Maske der Einfalt und Beschränktheit und ist doch ein Fuchs. Es hatte seine Richtigkeit damit, was Ihnen das Gerücht über mich sagte. Ich bezog bedeutende Sum-

men. Leider aber beging ich bald Unvorsichtigkeiten und verrieth mich selbst, wo ich andre errathen sollte. Ich war viel zu heiter und lebensfroh, um jenes Amt verwalten zu können, und man sah sich genöthigt, mich der Mühe zu überheben und mein Schweigen zu erkaufen. Endlich versiegte diese Quelle; man wußte sich auf mehrfache Weise gegen mich sicher zu stellen. Auch ein Plan, den ich hinsichtlich der Schätze meiner beiden frommen Freundinnen gebildet, mißlang. Früher schon hatt' ich Ihnen vielfaches Leid zugefügt. Auch Ihre Verhaftung hatt' ich veranlaßt; ich war damals nicht mehr eifersüchtig, ich suchte nur Unterhaltung und diese fand ich in der Rache. Ich denke, nach dem, was Sie nun über mich und die Andern gehört haben, können Sie leicht auf das Weitere schließen und Alles selbst ergänzen. Nur einen Umstand will ich Ihnen noch mittheilen, der Ihnen erklären soll, wie ich trotz Ihrer Vorsicht und trotzdem, daß Sie keine Vertrauten hatten, doch Ihren Entführungsplan zeitig genug erfuhr, um ihn vereiteln zu können" —

Hier vermochte sie nicht weiter zu sprechen. Sie schloß die Augen und nur der kurze mühsame Athem verrieth, daß noch Leben in der sonst regungslosen Gestalt wohnte.

Heinrich blieb noch eine Weile neben dem Lager sitzen. Es war eine unheimliche Pause. Vielleicht, dachte er, erwacht sie aus diesem Schummer nie wieder. Er schwankte, ob er noch bleiben sollte, um weitere Aufschlüsse zu erlangen, oder ob es gerathener sei, wenn er den Besuch am nächsten Abend wiederholte. Zu letzterem hatte er wenig Neigung

und gleichwohl war ein längerer Aufenthalt in diesem schrecklichen Gemach ebenfalls nicht rathsam. Während er noch sinnend vor sich nieder auf den Boden starrte, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er blickte empor und sah Hortensien neben dem Stuhle.

„Sie ist ja todt!“ sagte das Mädchen, während sie furchtsam nach dem Lager deutete.

Sie war todt. Ihr Geschick hatte ihr wenigstens ein leichtes Sterben vergönnt, denn sie war in der That eingeschlummert, um nicht mehr zu erwachen.

Hortensia folgte dem Gaste, als dieser jetzt das Gemach verließ, eilig nach. „Ich fürchte mich, hier zu bleiben,“ sagte sie; „dieser Anblick wird lange nicht von mir weichen.“

Sie schien sich wieder seines Armes, diesmal aber nicht aus Muthwillen sondern aus Furcht, bemächtigen zu wollen. Allein Heinrich sehnte sich nach frischer Luft, er mußte diesen Mauern entfliehen. Hastig eilte er die Treppen hinunter und pries sich glücklich, als er dies Haus verlassen hatte. In Folge der Eröffnungen Elisabeths gab es viel für ihn zu thun und die Pflicht verlangte, daß keines der dringenden Geschäfte aufgeschoben würde. Es galt vor allen Dingen die arme Marie zu befreien und den Arzt zu entlarven. Erstere durfte nicht länger leiden und letzterer nicht länger Unheil stiften. Heinrich bedauerte natürlich, daß Elisabeth nicht mehr fähig gewesen war, ihm Auskunft über die Mittel zu geben, welche sie in Besitz seines Geheimnisses gesetzt hatten. Indes blieb dieser Umstand für den Augenblick doch Nebensache.

Noch am nämlichen Abend suchte er Wolf auf, dem er die nöthigen Mittheilungen machte, um dann gemeinsam mit ihm die nächsten Schritte zu berathen.

„Es wird gut sein,“ entgegnete Wolf, nachdem er stau-
nend Alles angehört, „wenn Sie mir die Entwicklung dieser
Dinge überlassen wollen. Besonders gilt dies von der An-
gelegenheit mit dem Arzt. Ich gebe Ihnen den Rath, so-
gleich nach Waldrode zu gehen. Nur hinsichtlich Mariens
ist Ihre Aussage nöthig und diese werden Sie am füglichsten
in Waldrode abgeben können. Sie sind doch ein Sonntags-
kind! Nimmer hätt' ich geglaubt, Sie nach Ihrem heutigen
Briefe jetzt noch frei umhergehen zu sehn.“

Was den Arzt betraf, so war Wolf keineswegs geneigt,
den Worten Elisabeths sogleich unbedingten Glauben zu schen-
ken. Ihre Ränkesucht war doch hinlänglich bekannt und es
war leicht möglich, daß sie auch in diesem Falle nur Ver-
leumdungen ausgesprochen hatte; um so glaublicher erschien
dies, als der Arzt, wie man wußte, wesentlich zu ihrem Sturze
beigetragen hatte. Heinrich lag übrigens jetzt wenig an der
Wahrheit oder Unwahrheit ihrer Aussage in diesem Falle,
denn ihn beschäftigte ganz besonders das Schicksal Mariens,
welches, wie er nun zu seinem Kummer einsehn mußte, eigent-
lich durch seine eigne Schuld herbeigeführt worden war. Voll
Ungeduld sah er nun dem Augenblick entgegen, wo der Armen
Freiheit und Genugthuung werden mußte.

Zweites Kapitel.

So wenig Neigung er auch dazu empfand, so hielt Heinrich es doch für Pflicht und überdies für ersprießlich in seinen eigenen Angelegenheiten, Watkins wieder von Allem genau zu unterrichten, was jetzt zu seiner Kenntniß gelangt war. Er schrieb daher noch am Abend des folgenden Tages, den er bereits in Waldrode zugebracht hatte, eine ausführlichere Erzählung für den entfernten Freund nieder. „Ich begab mich,“ sagte er in seinem Schreiben, nachdem er Alles bis zu Elisabeths Bekenntnissen und seinen eignen dadurch veranlaßten Schritten gemeldet hatte, „am heutigen Morgen nach Waldrode. Als ich das Dorf betrat, gesellte sich der Arzt zu mir, welcher noch keine Ahnung davon hatte, was mir über ihn gesagt worden. Ich nahm bald die Gelegenheit wahr; mich von ihm zu trennen, ohne ihm meine Kenntniß verrathen zu haben, denn ich wollte das Geschäft jener Entlarvung Andern überlassen. Er sprach viel über die in der Gegend herrschende Aufregung und über das auf-

fällige Benehmen der Regierung, welche noch immer zögerte, gegen die Ruhestörer ernstlich einzuschreiten; auch erfuhr ich zuerst durch ihn, daß heute wieder eine große Versammlung aller Unzufriedenen, der Arbeiter und ihrer Führer, stattfinden sollte; er lud mich sehr dringend zur Theilnahme ein. Außerdem erhielt ich von ihm über die verschiedenen Personen hier, welche mich mehr oder weniger interessiren, vielfache Auskunft. Der Mann war außerordentlich gut unterrichtet und ich fand nachher jeden Umstand, Alles, aufs vollkommenste bestätigt, was er mir mitgetheilt hatte. Ein merkwürdiger Schlaukopf ist er jedenfalls; er weiß den Vorurtheilen, Gutmüthigen und eine gewisse Pedanterie — lauter Eigenschaften, die ihm völlig fremd sind — auf eine meisterhafte Weise natürlich darzustellen. — Auch mit einigen andern Personen, an denen Ihnen zum Theil wenig liegen wird, sind in letzter Zeit Veränderungen vorgegangen. Der arme Wilhelm, der unglückliche Freund Mariens, den ich von seiner Leidenschaft schon geheilt glaubte, ist in letzter Zeit ganz schwermüthig geworden, wie man mir erzählt. Ich habe den armen Burschen noch nicht wiedergesehn, denn er hat seinen Dienst in Walddrode freiwillig aufgegeben und ist nach seinem Dorfe zurückgegangen. Als sein früherer Schmerz wieder erwachte und sich fast bis zum Wahnsinn steigerte, soll er sich mit dem Gedanken getragen haben, irgend ein Verbrechen zu begehen, um dann wenigstens in die Nähe des geliebten Mädchens gebracht zu werden. So sehr mich auch meine eignen Angelegenheiten jetzt in Anspruch nehmen, kann ich doch eine ganz besondere Theilnahme an

jenem einfachen Naturmenschen nicht bannen und ich gedanke Wilhelm, wofern ich es möglich machen kann, in den nächsten Tagen aufzusuchen.

Zunächst suchte ich den Pfarrer hier auf, welcher, wie Ihnen vielleicht schon bekannt ist, von seinem Amte suspendirt worden, weil man ihn der lebhaftesten Theilnahme an den Umtrieben unter der Bevölkerung beschuldigte. Es ist jetzt ein Stellvertreter eingesetzt, dessen Predigten jedoch niemand hören mag. Der Erpfarrer hält nach wie vor Vorträge, in einer Scheune, auch wohl im Freien und die Zuhörer strömen da stundenweit aus der Umgegend zusammen. Auch diese Zusammenkünfte hat man noch nicht zu hindern versucht und man sagte mir, vermuthlich unternehme man nichts Ernstes gegen den Pfarrer aus Rücksicht gegen den Prinzen Moritz, dessen Günstling er ist. Auch hierin sind Sie wahrscheinlich schon gründlicher unterrichtet als ich. Ich habe mich heute mehrere Stunden in der Wohnung des Pfarrers aufgehalten und so ziemlich alle Themen, die mir jetzt am Herzen liegen, mit ihm durchgesprochen. Lange unterhielt ich mich mit ihm über meine beste theuerste Freundin, die nun nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Ich sprach wenig, aber jedes seiner Worte über die Dahingeschiedene war mir trostreich und werth — und doch empfand ich dabei auch ihren Verlust jetzt erst recht tief. Er schilderte mir, wie er ihr Lehrer gewesen, wo sie ihn oft in ihren Gedanken fast überflügelte. Er schilderte mir, wie unter seiner Führung ihr Charakter und ihre Ansichten sich entwickelt und ausgebildet. „Aber glauben Sie mir,“ sagte er dann, „sie

ist glücklicher, da sie gestorben — denn in unsrer dumpfen Sphäre wäre sie doch nie glücklich geworden.“ — — „Im Laufe unsrer Gespräche lernst' ich den Mann immer genauer kennen. Er sprach sich sehr offen und sehr vertrauensvoll gegen mich aus. Ich erkannte bald daß er allerdings zu den Führern dieser Massen, welche für Verbesserung ihrer Lage Blut und Leben wagen wollen, gehört. Es setzte mich fast in Erstaunen, als ich wahrnahm, daß er, trotz seines sonst sehr sanften Charakters, gerade auf sehr radikale Weise reformiren will. Allein ich sehe wohl, daß der Anblick dieses Volkseleuds, das Schauspiel all der Ungerechtigkeiten, die uns täglich umgeben, noch viele Lämmer zu Löwen machen wird. Später begleitete ich ihn in die Versammlung, wo ich viele Bekannte fand. Auch Wolf war dort, sprach aber wenig; er hat als Fremder und nach den jüngsten Erfahrungen freilich Grund genug, sich nicht auf unbedachte Weise bloßzustellen. Der Arzt war — weshalb, blieb unbekannt — nicht erschienen und das war für ihn, wie für die andern sicherlich heilsam, denn es dürfte seine Anwesenheit einen heftigen und unheilvollen Auftritt veranlaßt haben, da durch Wolf bereits die Meisten über ihn aufgeklärt waren. Wolf hatte schnell geprüft und zweifelte jetzt nicht mehr an dem, was mir Elisabeth eröffnet. Ich darf mir wohl eine genauere Beschreibung der sehr buntgemischten Versammlung ersparen. Was das Ziel betraf, so waren Alle vollkommen einig und nur über das Wie der Erreichung waren die Stimmen sehr getheilt und verschieden. Sie kennen dergleichen und wissen sich von selbst vorzustellen, wie es hier zu-

ging. Nur zweierlei war mir merkwürdig: die Einigkeit der Versammlung, trotz heftigen Streites und verschiedner Ansichten im Einzelnen, die Einigkeit Aller beim Schluß, als es darauf ankam, ein Resultat der Debatten festzustellen. Dabei überzeugte ich mich, daß diese Menschen allerdings im Stande sein werden, etwas durchzusetzen. Sodann war es die Rede oder vielmehr die Predigt des Pfarrers, welche mir besonders anziehend erschien. Er entwickelte die Lehren des Christenthums auf die geistreichste und doch sehr populäre Weise im reinkommunistischen Sinne — ergreifend und überzeugend für die Gebildeten und dabei ganz geeignet, die Masse zu fanatisiren. — Unheimlicher als der sofortige Ausbruch eines Sturms war mir die ruhige Entschlossenheit, mit welcher sich hernach Alle zerstreuten. — Ich denke, die nächsten Tage werden mir viel zu berichten geben. Es ist jetzt tief in der Nacht und ich nehme für heute Abschied.“ — —

In der Frühe des nächsten Tages sollte Paulinens irdische Hülle auf dem Friedhofe des Dorfes bestattet werden. Sie hatte dies selbst gewünscht — sie wollte unter dem grünen Rasen ruhen, nicht in der dumpfen Schloßkapelle, wo man sonst die Waldrobes beizusetzen pflegte. Ebenso sollte das Begräbniß auf die einfachste, schlichteste Weise stattfinden.

Heinrich war nach dem Friedhofe gegangen. Er wollte von Andern ungesehen dem Begräbniß beiwohnen und der mit hohen Leichensteinen und dichtem Buschwerk bedeckte Raum begünstigte diese Absicht. Fast die gesammte Bevöl-

kerung des Dorfes hatte sich versammelt und unter dieser Menge war er um so sicherer, von den anwesenden Gliedern der gräßlichen Familie unbemerkt zu bleiben. Erst nachdem Alles vorüber und alle Zuschauer wieder entfernt waren, trat er hinter dem bemoosten Steine, der ihn bisher verborgen, hervor, um sich dem frischen mit Blumen überdeckten Hügel zu nähern. Da erst bemerkte er, daß dort noch eine einsame Gestalt weilte. Er trat wieder zurück, denn er mochte hier keinen Zeugen und keinen Gefährten haben. Der Fremde beim Grabe, eine hohe, dicht in einen Mantel gehüllte Gestalt, blieb noch lange, wie in tiefes Sinnen versunken, stehen. Endlich wandte er sich und ging. Dann hielt er, beim Ausgange des Friedhofs, inne und blickte noch einmal nach dem Grabe zurück. Heinrich sah in diesem Augenblicke das Gesicht des Fremden nur einen Augenblick aus der Ferne; aber dieser flüchtige Blick bestätigte, was ihm schon Gestalt und Haltung des Mannes ahnen lassen — es war Watkins. Es wäre jetzt vergebens gewesen, ihm nachzueilen, denn er hatte sich bereits eilenden Schrittes entfernt und es blieb ungewiß, welchen Weg er eingeschlagen. Vermuthlich begab er sich nach dem Schlosse und dort wollte und konnte ihn Heinrich jetzt nicht auffuchen.

Die plötzliche Erscheinung des ferngegläubten Amerikaners verbannte aber zum Theil die wehmüthige Stimmung, in welcher sich Heinrich hier bis diesen Augenblick befunden. „Schlaf wohl, Theure!“ sagte er leise, indem er von dem geschmückten Hügel schied. Er erinnerte sich, daß nun viele Lebende seine Mühe und Sorge in Anspruch nähmen. —

Im Gasthause fand er einige Briefe vor und erfuhr, daß seit dem letzten Abend allerdings ein Herr Watkins hier gewesen sei und auch das Schloß besucht habe. Der Fremde war jedoch, nachdem er noch zwei Briefe für Heinrich abgegeben, vor wenigen Minuten abgereist. „Immer noch geheimnißvoll und zurückhaltend!“ dachte Heinrich. „Er wußte also doch um meine Anwesenheit, sah mich vielleicht — und muß dennoch abreisen, ohne mir ein einziges Wort zu sagen.“

Watkins schrieb: „Sie sehen aus gegenwärtigem, daß ich hier war; leider verhinderte mich meine äußerst beschränkte Zeit, Sie aufzusuchen. Ich begegnete Wolf, der mir einige durch Sie gemachte Entdeckungen mittheilte. Vermuthlich haben Sie einen ausführlichen Bericht für mich bereits abgesendet und ich werde somit das Nähere erfahren. Was Marie anlangt, so ersuch' ich Sie, vorläufig nichts zu unternehmen; denn ich kann Ihnen versprechen, daß in kürzester Frist diese Angelegenheit durch mich vollkommen geordnet werden soll; Sie haben nichts zu thun, als sich bereit zu halten, um auf Verlangen sogleich Ihr Zeugniß wegen des Ringes und der Aussage Elisabeths abzugeben. Nun noch Eines: das beifolgende Billet ist von der Gräfin, welche mit Ihnen zu sprechen wünscht. Ich bitte Sie, versöhnlichen Gedanken Raum zu geben. Wenn Sie das Schloß am heutigen Nachmittag besuchen, werden Sie die Gräfin allein finden. Alle die mannichfachen Aufschlüsse, die Sie von mir zu erwarten haben und auch erhalten sollen, behalte ich unster nächsten, jedenfalls sehr nahe bevorstehenden Zusam-

menkunft vor. Haben Sie Geduld, nicht allein mit mir, sondern auch mit den Andern und erfüllen Sie meine Bitten. W."

Das Billet der Gräfin enthielt in einfachen herzlichen Worten die schon von Watkins ausgesprochene Bitte und Heinrich mußte sich schon entschließen, dem Wunsche zu entsprechen. An Zeit gebrach es ihm nicht; nahm ihm doch selbst die Sorge um Mariens Befreiung der Amerikaner ab. — Noch am nämlichen Vormittag erschien der Pfarrer bei ihm, welcher gleichfalls mit Watkins gesprochen hatte.

„Ich habe den Auftrag, Sie mit einem Verhältniß bekannt zu machen,“ sagte derselbe, „von welchem Sie Watkins in Kenntniß gesetzt wünscht, bevor Sie die Gräfin besuchen. Watkins sowohl als ich, ist eng befreundet mit dem Prinzen Moriz, der, wie Ihnen bekannt sein wird, langwierige Reisen unternommen hat. So wie früher ich und zwei oder drei andere Vertraute jenes liebenswürdigen Prinzen (der sich so sehr von all seinen Standesgenossen unterscheidet,) so hat in letzter Zeit Watkins das Amt eines Vermittlers zwischen dem Entfernten und seinen heimischen Freunden verwaltet. Sie werden hiervon bereits unterrichtet sein und werden sich dadurch schon so manches erklärt haben, was außerdem an Watkins wunderbar erscheinen könnte, z. B. seinen bedeutenden Einfluß, den er überall geltend zu machen weiß. Verschiedene Verhältnisse, vorzüglich aber einige Differenzen mit seinen Verwandten, veranlaßten den Prinzen vor einigen Jahren auf Reisen zu gehen. Doch das Alles ist Ihnen

bekannt; unbekannt aber ist Ihnen, daß Pauline die Tochter des Prinzen war; außer den nächsten Vertrauten kennt bis diesen Augenblick niemand das Geheimniß, wovon, wie Sie denken können, auch unsre theure Entschlafene keine Ahnung haben konnte. Das ebenso geheime als innige Einverständniß, in welchem beide, der Prinz und die nachmalige Gräfin, einst standen, wurde zwar nie vernichtet, aber sie sahen einander doch bis auf wenige Ausnahmen nie wieder, nachdem die Gräfin durch ihre Verwandten gleichsam gezwungen worden, ihrem gegenwärtigen Gemahl die Hand zu reichen. Im Laufe des ersten Jahres ihrer Ehe wurde Pauline geboren, welche alle, auch der Graf selbst, für dessen Tochter halten. So viel möge Ihnen vorläufig genügen. Sie sehen aus all dem, daß Watkins nur deswegen so bedeutende Geltung in diesem Hause hat, weil er der Beauftragte des Prinzen ist."

„Und Alles dies durst' ich nicht früher hören?“ sagte Heinrich. „Unser Freund verfährt auf recht eigenthümliche Weise; er verschmäht es, mir seine Geheimnisse selbst zu entdecken und nur allmählig darf ich dieselben durch dritte Personen erfahren. Vermuthlich wird auch die Gräfin allerlei Eröffnungen zu machen haben.“

„Ich vermuthe dies nicht,“ entgegnete der Pfarrer. „Was Ihnen Watkins noch zu entdecken haben kann, wird er wohl der nächsten Zusammenkunft mit Ihnen vorbehalten. Die Gräfin aber ist in nichts eingeweiht, außer was sie selbst betrifft. Sie hat Ihnen, wahrscheinlich auf Watkins aus-

drücklichen Wunsch, jene Einladung nur gesendet, um den Zwiespalt, den die letzten Familienergebnisse veranlaßt, wieder auszugleichen und sich mit Ihnen zu versöhnen. Sollte sie Ihnen freundlicher, herablassender und besonders auch mittheilsamer erscheinen, als Sie erwarten dürften, so müssen Sie Alles der Geltung zuschreiben, welche Watkins' Rath bei ihr hat." — —

Heinrich begab sich am nämlichen Tage auf's Schloß und wurde in der That von der trauernden Gräfin überaus freundlich aufgenommen.

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Besuch,“ sagte sie, „denn ich sehe daraus, daß Sie bereit sind, die Scheidewand, welche traurige Verhältnisse zwischen uns stellten, wieder fallen zu lassen. Wir leiden beide aus gleicher Ursache und gemeinsames Unglück pflegt ja leicht zur Versöhnung geneigt zu machen, — und der beste Freund unsers armen Kindes wird hoffentlich auch noch unser Freund sein.“

Eine solche Umwandlung der Ansichten würde Heinrich für unmöglich gehalten haben; sein heftiger Groll gegen die Familie war ohnehin durch die letzten Ereignisse und die verschiedenen erhaltenen Nachrichten sehr gemildert worden und das nunmehrige Benehmen der Gräfin entwaffnete ihn vollends.

„Indeß,“ fuhr sie fort, „geh' ich vielleicht selbst zu weit, wenn ich annehme, daß Sie uns überhaupt in Folge der letzten Vorfälle feindselig gesinnt waren; ich muß viel-

mehr überzeugt sein, daß Sie die Umstände sehr wohl zu würdigen wußten und daß Sie, während Sie sich in Ihrer Herzensangelegenheit gedrungen fühlten, gegen uns zu handeln, doch zugleich anerkannten, wie auch wir unsrerseits nicht anders, als es geschah, handeln mußten. Sie werden es gewiß billigen, daß ich all die vielfach schmerzlichen Verhältnisse ferner mit Schweigen übergehe, insoweit dies möglich ist. Nur die Versicherung gestatten Sie mir, daß ich Ihnen stets freundlich gesinnt geblieben bin und daß es nur traurige Nothwendigkeit war, welche mich zwang, Ihren Wünschen entgegen zu sein. Auch ist es mir erst während der letzten Tage unsrer theuren Geschiedenen deutlich geworden, wie sehr Sie von ihr geliebt waren. Aus einer Bemerkung meines Sohnes kann ich schließen, daß Ihnen etwas von den Motiven bekannt geworden ist, welche eine Verbindung unsers Kindes mit Mlersdorf wünschenswerth machten; nur ersehe ich aus jener Bemerkung zugleich, daß nur eine ungenügende Kunde jener Umstände zu Ihnen gelangt sein mußte, so ungenügend, daß uns Unrecht geschieht, wenn Sie Ihrem Berichterstatter völligen Glauben schenken wollen. Ich bitte Sie besonders in dieser Hinsicht um Vertrauen, Herr Berg; Sie können unmöglich glauben, daß ich fähig gewesen wäre, das Glück meines Kindes einem bloßen Vorurtheil zu opfern."

Heinrich hätte gar gern gesehn, wenn sie von diesem Gegenstande abgegangen wäre. Ließ sich da doch jetzt nichts mehr ändern und gut machen! Gleichwohl schien ihr viel

daran gelegen, den fatalen Punkt — den Verkauf Paulinens — in einem minder ungünstigen Lichte darzustellen und Heinrich sah sich genöthigt, noch eine Unzahl von Gründen und Beschönigungen anzuhören, von deren Haltlosigkeit er nur zu sehr überzeugt war.

„Ich habe,“ sagte sie, nachdem sie sich darüber gehörig ausgesprochen zu haben glaubte, „heut' einen Besuch von Watkins erhalten. Auch über ihn beklagen Sie sich vielleicht und es thut mir leid, daß ich, obwohl ich Ihnen über Ihren Freund vollkommene Auskunft zu geben vermöchte, doch zum Schweigen genöthigt bin. Sie müssen Geduld mit uns Allen haben und was Watkins anlangt, so werden Sie, nach geschehener Aufklärung, die vielleicht in wenig Tagen erfolgt, sicherlich selbst gestehen, daß er in gewissen Dingen verschlossen und zurückhaltend sein mußte.“

Heinrich glaubte sich nicht zu irren, wenn er als gewiß annahm, daß die Gräfin all ihre (hinsichtlich seiner auffallend liberalen) Aeußerungen und Eröffnungen nicht aus freiem Antriebe gab, sondern auf den Rath Watkins. Dieser war jedenfalls mit vollgenügenden Vollmachten vom Prinzen versehen und seine Worte fanden vermuthlich deshalb besondere Beachtung, weil der Prinz selbst nicht mehr fern war — wenigstens hatte der Pfarrer darauf hingedeutet, daß man in den nächsten Tagen der Rückkehr des Prinzen Moritz entgegen sähe: nämlich von Seiten seiner Vertrauten, denn derselbe gedachte vorläufig ein strenges Incognito zu behaupten.

Länger als eine Stunde war, nun Heinrich bereits ein fast ganz stummer Zuhörer gewesen und er schöpfte neuen Athem, als die Gräfin endlich begann: „Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich für die meinige so viel und so lange gesprochen habe. Es geschah hauptsächlich doch nur, um von Ihnen in keiner Weise mehr mißdeutet zu werden. Was meinen Gemahl und Alfred betrifft, so sahen sich diese genöthigt, sogleich nach der Residenz zu fahren und waren somit leider abgehalten, Ihnen schon heute dieselben Versicherungen zu geben, welche Sie von mir bereits vernommen haben. Ich habe mich noch eines Auftrags zu entledigen, Herr Berg,“ fuhr sie fort, indem sie zu ihrem Schreibtisch trat und ein versiegeltes Packet herausnahm. „Als Vorwort dieses Auftrags muß ich Sie benachrichtigen, daß wir uns entschlossen haben, in den nächsten Tagen Waldrode zu verlassen, um künftig in der Residenz zu leben. Wir haben dieses Gut verkauft. Sie staunen darüber — ich finde das natürlich, denn es ist mir wohlbekannt, daß man der Familie Waldrode stets nachzusagen pflegte, ihr Stammbaum und ihr Wappen sei ihr Gott, und somit mußten sie auch wohl den alten Stammsitz besonders werth halten. Allerdings muß ich gestehn, daß meinem Gemahl dieser Entschluß schwer gefallen ist; allein die Gründe, die denselben hervorriefen, waren zu wichtig. Nehmen Sie diese Papiere, Herr Berg, welche mir Watkins für Sie eingehändigt hat. Der wesentliche Inhalt derselben ist mir, zum Theil wenigstens, bekannt. Vielleicht schon morgen wird mein Gemahl und Alfred, bevor wir gänzlich Abschied von

Waldrobe nehmen, noch einmal hieher zurückkehren und ich bitte Sie, uns alsdann zu besuchen."

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben und Heinrich, der kaum wußte, was er von alldem denken sollte, nahm nun Abschied, sehr begierig, zu erfahren, was das erhaltene Couvert für ihn enthalten möchte.

Drittes Kapitel.

In seinem Zimmer im Gasthof angekommen, löste Heinrich sogleich das Siegel des Packets, aus welchem ihm außer einem Briefe von Watkins noch mehrere Papiere entgegenfielen. Jener lautete:

„Wenn Sie dies Schreiben erhalten, werden Sie bereits durch unsre Freunde über Das und Jenes aufgeklärt sein. Ich habe, wie Sie sogleich finden werden, in Betreff Ihrer etwas eigenmächtig gehandelt, hoffe indeß, daß Sie mir dies verzeihen und mit meinen Anordnungen zufrieden sein werden. Ich habe Ihnen für den Augenblick nur folgende Mittheilungen zu machen. Noch am Todestage Paulinens kam ich nach D—, wenige Stunden später, als Sie das Haus verlassen hatten. Ich konnte da zum Theil Zeuge von Scenen sein, welche zu mißlicher Art waren, als daß ich sie näher schildern möchte. Der Baron, welcher sich während der Krankheit wenig um seine junge leidende Gemahlin geküm-

mert und sich meist außer dem Hause aufgehalten hatte, kam nun zurück und zeigte seinen Mangel alles Gefühls, die Rohheit seines Charakters ohne allen Rückhalt. Wie gesagt, ich mag da nichts schildern und deute Ihnen nur die Ursachen der stattgehabten schlimmen Auftritte mit. Leider war so ziemlich begründet, was Sie über das Verhältniß des Grafen zum Baron erfahren hatten. Letzterer hatte sich bereit erklärt, einige Schuldscheine, die er in Händen hatte, zu vernichten und überdies mit seinem Vermögen auszuhelfen, um der Familie den Besitz des tiefverschuldeten Walbrode zu sichern. Jetzt war der Helfer plötzlich wie umgewandelt. Er hatte sich mit einemmal des Schlechtern besonnen, leistete die versprochenen Vorschüsse nicht und drang im Gegentheil auf Zahlung — denn die Papiere, die er besaß, waren bereits fällig. So verfuhr er bereits wenige Stunden nach dem Tode Paulinens. Ich trat als Vermittler auf — und meine Vermittlung ward angenommen, so schwer der Graf sich auch fügen mochte. Die Umstände waren zu drängend und er mußte sich in Alles ergeben. Ich befriedigte den Baron, welcher sogleich abreiste, und ferner kaufte ich Walbrode. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich der Familie nicht auf andre Weise meinen Beistand gewährte, daß ich sie nicht im Besitze des alten Stammschlusses ließ. Abgesehen davon, daß ich die alten Stammschlösser nicht liebe, bestimmten mich mehrfache Gründe zu meinem Verfahren und überdies wird der Graf von jetzt an jedenfalls sorgenfreier leben, als zeither. Genug, ich habe sehr überlegt und in bester Absicht gehandelt. Walbrode ward mein und schon

am folgenden Morgen war alles in gehöriger Form und Ordnung abgeschlossen. Das Gut ist jedoch nur bis zu dem Augenblicke mein Eigenthum gewesen, in welchem Sie diese Sendung eröffneten. Unter den beifolgenden Papieren, welche Alles, was für Sie hierbei nöthig und zu wissen, enthalten, finden Sie eine Schenkungsurkunde. Ich trete Ihnen Waldrode ab, es ist jetzt Ihr Eigenthum. Ich hoffe mit aller Zuversicht, daß Sie dies Geschenk eines Freundes nicht verschmähen und zurückweisen werden. Ich kenne Ihr Wesen und bedachte sogleich, daß Sie meine Gabe annehmen würden, um dieselbe, aus übelverstandnem Pietätsgefühl vielleicht, den alten Besitzern sogleich wieder zu überlassen. Dies ist jedoch durch mich unmöglich gemacht, denn selbst für den nicht denkbaren Fall, daß man sich von jener Seite mit Ihnen wegen eines solchen Uebereinkommens zu verständigen bereit wäre, (man wird dies aber nicht sein,) hab' ich Sorge getragen, um dergleichen im Voraus zu verhindern. Ich will Ihnen dabei gestehn, daß es mir, abgesehn von guten Gründen anderer Art, auch des Gegensatzes wegen Freude macht, Sie als Besitzer von Waldrode zu sehen: — der Proletarier — denn zu dieser großen Klasse gehörten Sie zeither doch — an der Stätte, wo bisher ein stolzes Adelsgeschlecht waltete. Trotzdem wünscht' ich freilich, dies Schicksal hätte eine andere, als gerade diese Familie betroffen.

„Was Marie betrifft, so werd' ich mir es angelegen sein lassen, meinem armen kleinen Schützling glänzende Genugthuung zu verschaffen.“

Bei dieser Stelle dachte Heinrich sogleich: „Wosern ich mich dazu verstehe und mir dieses Gut anvertrauen lasse, so muß Marie dasselbe verwalten helfen. Darüber würde sich Watkins nicht minder freuen: die arme Proletarierin an der Stätte gebietend, wo man sie mit Schmach überhäufte und verstieß!“ Er ahnte nicht, welche Hindernisse der Ausführung dieses Planes entgegenstanden. Der Brief aber lautete ferner:

„Wenn ich einen Freund und Gleichgesinnten im Besitz von Waldrode sehen wollte, so handelte ich nicht ganz uneigennützig. Es liegt nämlich mir nicht minder als dem Prinzen Moritz, von welchem Sie nächstens noch Weiteres hören werden, viel daran, daß ein wahrhafter Freund des Volkes jenen Sitz einnimmt. Prinz Moritz, welcher, wie Ihnen bekannt, in Folge ernstlicher Differenzen mit seinen Verwandten seine Reisen antrat, wird binnen kurzem zurückkehren. Derselbe hat, gemeinschaftlich mit mir, einen Plan ausgebildet, welcher nun zur Ausführung kommen soll. Er will, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, eine Muster-gemeinde gründen und hat dazu das Thal von Waldrode erlesen. Hier soll eine große Fabrik errichtet werden, in welcher jeder Arbeiter einen gerechten Theil an der Einnahme erhält. Die übrigen Fabrikbesitzer werden diesem Beginnen freilich mit scheelen Blicken zusehn; Sie werden jedoch bei näherer Einsicht des bereits entworfenen und umfassenden Planes selbst finden, daß derselbe erstens sehr wohl ausführbar (wenn, wie hier, der Unternehmer mit Liebe, gutem Willen und uneigennützig an's Werk geht,) und daß in Folge

dieses Unternehmens die vielen Blutsauger des Volkes von selbst genöthigt sein werden, billigen Wünschen Gehör zu geben. Der Prinz wird sich, jemehr er dabei den Beifall der Arbeiter erlangt, desto zahlreichere Widersacher in den höhern Regionen zuziehen. Natürlich. Aber wie einflußreich wird nicht das Beispiel sein müssen, welches er gibt! Sie wissen, wie gegenwärtig der Stand der Dinge ist. Ein Theil der Bevölkerung steht auf dem Punkte, offenen Aufbruch zu beginnen — es geschieht nichts, um dem vorzubeugen, höchstens denkt man, im Nothfall Alles mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken. Unter diesen Umständen kann und muß es unberechenbare Folge haben, wenn sich im kritischen Moment ein Prinz an die Spitze der Bewegung stellt. — „Das Vergangene,“ rufen die Stürmischsten jetzt, „muß vergessen werden, es ist der Verwesung anheimgegeben; aber für das Neue gilt es Kampf auf Leben und Tod.“ — Wir wollen hoffen, daß uns alles Neue, was gut ist, auch ohne einen Kampf auf Tod und Leben wird. Alle Aussicht ist vorhanden, daß jener Wunsch sich erfülle, wenn der Prinz im rechten Augenblick auftritt und die Sache des Volkes zu der seinigen macht. Aller Herzen werden ihm dann entgegenschlagen und Alles, was uns jetzt noch gerechte Besorgniß einflößt, der drohende, durch Gewalt und Blutvergießen bezeichnete Aufbruch, wird von selbst unterbleiben. — Ich stimme in jeder Hinsicht mit den Ansichten des Prinzen überein und habe mit ihm, wie gesagt, den Plan für eine hier zu gründende, nach gerechten Grundsätzen zu organisirende Arbeitergemeinde entworfen. Daß Alles dies

überhaupt, besonders aber die Theilnahme des Prinzen, bis jetzt ein strenges Geheimniß bleiben mußte, werden Sie ganz natürlich finden; und da ich, wie Sie nun sehn, nicht für mich allein handelte, so werden Sie sich ferner nicht über meine Zurückhaltung und Verschlossenheit beklagen. Ich habe, dies gestehen Sie jetzt sicherlich zu, ich habe Sie keineswegs, wie Sie öfters argwöhnten, zu einem blinden Werkzeug machen wollen — Sie dienten nur Ihren eignen Zwecken, während Sie die meinigen unterstützten. Wahr ist allerdings, daß Sie der Sache sehr viel genützt haben, ohne dies selbst immer zu wissen; — der Schleier des Geheimnisses war aber auch durchaus nothwendig wegen meines Freundes, des Prinzen Moriz. Hatten die Gegner nur die leiseste Ahnung, daß derselbe in einem andern als ihrem Sinne hier wirksam sei, so würden sie natürlich jedes Mittel angewendet haben, um Alles zu hintertreiben, und es ist gewiß, daß ihnen dies nur zu leicht gelungen sein würde. Unser Plan geht besonders dahin, einen glücklichen Zustand des Volkes ohne Gewaltmaßregeln anzubahnen; an Macht und an Mitteln fehlt es uns nicht und es ist nur schlimm, daß das Volk jetzt durch wohlmeinende aber leider etwas rohe Führer mißleitet wird. Die Gegner nützen dies; aber das Auftreten des Prinzen wird hoffentlich im Stande sein, Alles zum Besten zu lenken. — Mich sehen Sie in den allernächsten Tagen wieder, Heinrich, und es werden daher von heut' an auch keine Berichte mehr nöthig sein. Behaupten Sie Ihre Ruhe und Festigkeit, und vor allem auch Unbefangtheit, die uns ganz besonders nöthig

ist, denn es kommt Alles darauf an, daß Allen ihr Recht werde.“ — —

So karg im Grunde diese Mittheilungen sein mochten, so waren sie doch hinreichend, um Heinrich nunmehr seine eigne, wie die Stellung seiner Freunde rasch überblicken zu lassen. Dies war um so nöthiger, als zu ruhigem Sinnen und Forschen keine Zeit mehr übrig war.

Viertes Kapitel.

Während Heinrich auf solche Weise aufgeklärt wurde, nahm die Verwirrung, nicht nur in den nähern Umgebungen von Waldrode, sondern auch in den meisten übrigen Fabrikdistrikten des Landes, stündlich mehr zu und vermuthlich war es eben der Umstand, — nämlich daß die Unzufriedenheit allgemein und daß allenthalben ein Ausbruch derselben zu gleicher Zeit drohte, — welcher die Regierung bisher an energischem Entgegenwirken verhindert hatte. Man fürchtete, allzuviel zu wagen.

An demselben Tage, wo Heinrich der Besitzer von Waldrode wurde, hatte der Justizminister eine lange, geheime Conferenz mit dem Arzt.

„Meine Berichte haben sich noch stets bewährt, wie Ew. Excellenz sehr wohl wissen,“ sagte er, „und ich bin auch diesmal wohl unterrichtet.“

„Iren ist menschlich, Herr Doktor. Besinnen Sie sich, wie viel Sie von jener Engländerin erwarteten, deren

Unbedachtsamkeit uns nachher so viel zu schaffen gemacht hat' —

„Dies war ein Fall und der einzige. Ich bin sonst stets sicher gegangen und diesmal sicherer denn je. Ich verrechne mich nicht zweimal und der Fehlgriff hinsichtlich der Elisabeth Warren hat mich für alle Zeit klug gemacht. Leider bin ich nun erst zu meinem Nachtheil an sie erinnert worden, denn nur sie kann meinen Wirkungskreis verrathen haben und zwar, wie ich vermuthe, unmittelbar vor ihrem Tode an Heinrich Berg, in welchem sich Ew. Excellenz auch geirrt hatten. Ich weiß, daß er, unmittelbar bevor sie starb, noch bei ihr gewesen ist. Ich wünschte nur, Ew. Excellenz hätten längst die Verhaftung Bergs, Wolfs und des Pfarrers in Waldrode verfügt“ —

„Das konnte zeither nicht geschehn. Wir dürfen den Prinzen Moriz nicht offen beleidigen. Dies geschähe aber wenn wir die Personen verhafteten, die er ausdrücklich in seinen Schutz genommen hat. Ueberdies ist seine nahe Rückkehr in Aussicht gestellt — dies verhindert uns an jeder auffälligen Maßregel gegen Watkins und seine Genossen.“

„Darf ich meine Ansicht aussprechen,“ erwiderte der Arzt, „so ist jetzt der günstigste Zeitpunkt — aber auch die höchste Zeit! — um gegen jene Personen einzuschreiten. Ich habe zeither das unbedingte Vertrauen jener zu Aufruhr und Tumult Verbündeten gehabt. Ich habe jenen Amerikaner Schritt für Schritt aufmerksam beobachtet. Er besitzt Menschenkenntniß und Scharfblick und wußte stets die tauglichsten

Subjekte zu Ausführung seiner Pläne zu finden. So war's auch mit Heinrich Berg, von welchem sich alle Uebrigen nur wenig versprochen, während er sich jetzt als treuester Anhänger Watkins' und seiner Sache bewähren wird. Alles aber, was letzterer unternahm, geschah doch nur im Auftrage des Prinzen und Alles dies kann jetzt noch durch einen raschen Handstreich vereitelt werden. Wartet man jedoch, bis der Prinz selbst auftritt, so ist die Sache mißlich. Alles, was uns entgegen, wird sogleich für den Prinzen sein, und Ew. Excellenz wissen, daß uns gegenwärtig sehr viel entgegen ist. Diesen Augenblick läßt sich noch Alles abwenden."

„Da sind wir gebunden. Thun Sie Ihre Pflicht, Doktor, und erinnern Sie sich in jedem Falle, daß wir die ernstesten Maßregeln nicht eher anwenden, als bis es wirklich zum Aeußersten gekommen ist. Haben Sie keine genaue Kunde, wenn der Prinz zurückkehren wird? Sie äußerten die Vermuthung, daß er sich bereits in Belgien aufhalte?“

„Prinz Moriz verfuhr in allem, was er unternahm, mit so großer Vorsicht, daß man selbst dann, wenn man Gewißheit hat, nur Vermuthungen zu äußern wagen möchte“ —

„Genau eine solche Vermuthung hab' ich auch. — Was meinen Sie?“

Der Arzt war hier in einiger Verlegenheit. Gar zu gern hätte er die „Vermuthung“ des Ministers vernommen, bevor er die seinige äußerte. Scheinbar sehr ruhig, prüfte er doch insgeheim mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Miene des Ministers; allein da konnte jetzt der schärfste Blick nichts

erforschen. Er zögerte behutsam mit seiner Antwort. Nur Eines wußte er bestimmt, ohne daß es ihm gesagt worden war: nämlich daß die Rücksicht gegen Prinz Moritz und die Schonung die man dessen Freunden bewies, eine erheuchelte und nur scheinbare war; er wußte, daß man gar gern gegen den Prinzen selbst die entschiedensten Maßregeln — die der Gewalt — angewendet hätte, wäre die öffentliche Meinung nicht zu fürchten gewesen. Jener Prinz, auf welchen das Volk viele Hoffnungen baute und den seine Verwandten und die Regierenden in gleichem Grade fürchteten, war — das wußte man — entschlossen, ein Mann des Volkes zu werden, wie seit Jahrhunderten kein Fürst es gewesen. Kam er unter dormaligen Zeitumständen zurück, so mußten die Ideen der neuen Zeit siegen, und alle Bollwerke des Alten, Bureaucratie, Priestergewalt, Alles dem Aehnliche mußte ohne Erbarmen stürzen. Ja, man wünschte daher nicht nur, den Prinzen fern zu halten, man war sogar entschlossen, ihn, wenn er heimkehrte, durch jedes Mittel unschädlich zu machen. Aber diesen Entschluß äußerte man nicht, man heuchelte, wie gesagt, geflissentlich die rücksichtsvollste Schonung, um sich in keinem Falle vor der gefürchteten öffentlichen Meinung, vor dem aufgebrachtten, jetzt zu allem fähigen Volke bloßzustellen. Alles dies war dem Arzte wohlbekannt und er wußte sehr gut, wie er seine Rolle spielen mußte. Er war eines Lohnes versichert, um dessen Erwerbung willen er bereit war, nöthigenfalls alle Schmach und Schuld auf sich zu nehmen. Seine Rolle erforderte aber Kunst und Schlaueheit. Wenn sein Patron ihm sagte: „Wir müssen den

Prinzen und seinen Anhang schonen,“ so mußte der Arzt genau zu unterscheiden wissen, was dies bedeutete und er sah, ohne dies irgend äußern zu dürfen, ein, daß es hier weiter nichts bedeutete, als: Einstweilige Schonung, Schonung vor der Welt, aber die entschiedenste Bekämpfung, Unterdrückung und Strafe insgeheim. Darin war er mit seinen Gebietern stillschweigend völlig einverstanden. Jetzt kam aber der Moment näher, wo seine Verantwortlichkeit eine riesengroße werden konnte und er wünschte daher, genauer zu sondiren. Es war eine gar zu schwierige Aufgabe, Aufträge und Befehle von seinen Obern nur zu errathen, nicht förmlich in klaren Worten zu hören.

„Meine Vermuthung,“ sagte er nun, „ist, daß sich Prinz Moriz jetzt nicht mehr in Belgien, sondern bereits in unserer Nähe befindet.“

Im scharfen Beobachten war er Meister, wenn es darauf ankam, und er war jetzt überzeugt, daß der Minister jene Kenntniß ebenfalls schon hatte. Einige weitere Aeußerungen und Fragen belehrten ihn ferner, daß man ihm eine Vollmacht ertheilte, stillschweigend wie alle frühern — eine Vollmacht, auf die er sich nie berufen konnte; — allein er war seines Lohnes versichert und daher auch entschlossen, jeden stillschweigenden Auftrag zu vollziehn. Welcher Art dieser Auftrag war, dies wußte er bereits aus frühern Winken des Ministers. Um sich völlig zu vergewissern, daß der Minister von gewissen Umständen hinreichend unterrichtet sei und daß kein Mißverständniß stattfinden könnte, fragte er endlich:

„Erw. Excellenz sind also entschlossen, im äußersten Falle gegen Watkins die ernstesten Maßregeln anzuwenden?“

„Im äußersten Falle!“

„Und ich habe wohl nicht nöthig, zu fragen, daß ich hiermit beauftragt bin, in besagtem Falle das Meine zum Vollzug jener Maßregeln beizutragen?“

„In jedem Falle thun Sie Ihre Pflicht, Doktor!“

Der Arzt biß sich auf die Lippen. Er verstand sehr gut, was die vieldeutige Antwort sagen wollte; allein er ärgerte sich, daß man so unbestimmt antwortete.

„Thun Sie Ihre Pflicht!“ wiederholte der Minister, als jener schwieg. Zugleich gab die Excellenz das Zeichen der Entlassung und der Arzt entfernte sich. Es war später Abend, denn nur im Dunkeln durfte er den Gebieter besuchen, um keinen Argwohn zu erregen oder den schon erwachten wenigstens nicht zu nähren.

„Ein verteufelter Schlaupopf!“ sagte er zu sich selbst, während er, den Hut tief im Gesicht und dicht in den Mantel gehüllt, auf Umwegen seine Wohnung suchte. „Er weiß so viel oder vielleicht mehr als ich und sucht sich und die Seinen in jedem Falle rückenfrei zu machen. Ich soll Alles thun, ich, das Werkzeug. Aber sie sollen ihren Mann an mir finden!“

Wie anders war dieser Mensch jetzt, wo er un beobachtet, mit sich allein, über einem schwarzen Plane brütete. Das war nicht jener geschwäßige, beschränkte

Pedant, den Heinrich kennen gelernt hatte; auch nicht der halb offen herausprechende, halb kriechend gehorsame Diener des Ministers; es war ein egoistischer Schurke, der um einen Haufen Gold kein Bedenken hat, eine Unthat zu begehen — ein Schurke, wie ihn die Regierung dieses Landes leider brauchen konnte.

Fünftes Kapitel.

In den nächsten Tagen drängten sich die Ereignisse. Die Arbeiter hatten sich förmlich organisiert und Führer erwählt, und das Militär, welches bereit stand, wartete noch immer des Befehles, die Rebellen anzugreifen und auseinander zu jagen.

Heinrich hatte sich bei der betreffenden Behörde angemeldet, um zu bezeugen, daß Marie jenen Ring von ihm erhalten hatte und daß Elisabeth vor ihrem Ende sich ausdrücklich als die allein Schuldige bekannt. Er mußte seine Aussage durch einen Eid bekräftigen und ward mit der Versicherung entlassen, daß das Erforderliche ohne Verzug geschehn würde. Das Gericht schien bereits unterrichtet und Heinrich fand nicht die geringste Schwierigkeit bei der Angelegenheit.

Um so mehr Schwierigkeit machte es ihm, Waldrode wieder zu erreichen, wo seit vierundzwanzig Stunden die gräßliche Familie wieder eingetroffen war. Heinrich war

willens, heute das Schloß zu besuchen, um die frühern Besitzer, die nur einige Tage hier zu weilen gedachten, zu sehn und — weil Watkins es wünschte — womöglich ein gutes Vernehmen mit denselben wieder herbeizuführen. Je näher er indeß dem Orte kam, um so mehr wurde seine Aufmerksamkeit durch ganz andre Dinge in Anspruch genommen. Der Tumult war, ebenso wie gleichzeitig an vielen andern Orten, endlich ausgebrochen. Man hörte noch die Sturmglocken läuten und die ziemlich geordneten Schaaren der Auführer verstärkten sich mit jedem Augenblicke. Heinrich hatte schießen hören und vermuthete, daß einige hundert Schritt vor ihm ein Gefecht stattgefunden haben müsse; nur verbarg ihm ein Wäldchen den Kampfplatz noch. Seine Vermuthung bestätigte sich. Jenseit des Wäldchens begegnete er einem Manne, von welchem er erfuhr, daß eine kleine Militärabtheilung in einem nahen Hohlweg von einer Arbeiterschaar angegriffen und verjagt worden war. Aber auch einige der Arbeiter waren in diesem Gefecht gefallen und als Heinrich den Kampfplatz erreichte, sah er noch mehrere der Auführer bei ihren gefallenen Brüdern beschäftigt.

Einer der Gefallenen war Wilhelm.

Kaum möchte jetzt irgend etwas im Stande gewesen sein, in Heinrich so wehmüthige Gefühle zu erwecken, als der Anblick dieses Armen, den der Tod nun von allem Leid erlöst hatte — auch von seinem Kummer um Marie. Heinrich bereute es, den Unglücklichen nicht während der letzten Tage aufgesucht zu haben — die Nachricht, daß Marie schuldlos und daß ihre Befreiung nahe, hätte ihn vielleicht

von der Theilnahme an diesem unbesonnenen Kampfe abgehalten, durch welchen nichts erreicht werden konnte. — Man hatte nicht genug Zeit, die Todten mit hinwegzunehmen und so begnügte man sich, dieselben für den Augenblick im nahen Gebüsch niederzulegen.

„Aber würde ihn die Kunde von Mariens Rechtfertigung auch glücklicher gemacht haben?“ fragte sich Heinrich, welcher nun gleichfalls seinen Weg fortsetzte. „Der arme Bursche hätte nur neuen Kummer gefunden, denn Marie“ — er setzte sein Selbstgespräch nicht weiter fort. Er war aber bereits fest entschlossen, Marien, zu welcher die einst schnell erkaltete Neigung jetzt um so wärmer erwachte, seine Hand anzubieten. Je mehr die Unschuldige in den Augen der Welt mit Schmach belastet worden, um so angelegentlicher wollte er sich es sein lassen, ihr seine Liebe und Achtung auf die glänzendste Weise zu bekunden.

Im Dorfe fand er Alles in Alarm. Mehrere tausend kampflustige Männer waren hier versammelt, die Anführer hielten Reden und beriethen die zunächst zu thuenden Schritte.

Alles sah sehr drohend aus, auch für die Arbeiter, denn man wußte, daß noch am nämlichen Tage mehrere Tausend Mann Truppen eintreffen würden. Im Gasthose fand Heinrich den Pfarrer, welcher mehrere der Rädelsführer um sich versammelt hatte und sich alle Mühe gab, sie von Gewaltschritten, wenigstens für den Augenblick, zurückzuhalten. So viel jedoch sonst sein Wort auch galt, so vermochte er die erbitterten Männer doch nicht zu bewegen, mit ihren Kame-
raden nach Hause zu gehen, und nur das Versprechen erhielt

er, daß man nichts gegen die Wohnungen der Bedrückter unternemen, besonders auch die Maschinen in den Fabriken nicht zerstören wollte. „Wenn euch bis heute,“ sagte er, „die Maschinen keinen Segen gebracht haben, so bedenkt doch, daß in Zukunft all euer Heil darauf beruht.“ Hier und da waren schon dergleichen Zerstörungen vorgekommen und die zusammengerotteten Arbeiter fürchteten sich jetzt ganz mit Recht, auseinanderzugehen.

„Ich habe Sie den ganzen Tag gesucht und suchen lassen, Herr Berg,“ sagte der Pfarrer dann zu Heinrich. „Watkins war hier und hält sich auch noch in der Nähe auf. Er läßt in vielen tausend Exemplaren ein Manifest vertheilen, worin er die Unzufriedenen auffordert, sich gegenwärtig ruhig zu halten und jede Gewaltthat zu vermeiden. Dieses Manifest ist mit keinem Namen unterzeichnet, enthält aber, für Alle die es lesen deutlich genug, die Andeutung, daß es nur die Wünsche und Absichten des Prinzen Moritz veröffentliche, welcher eintreffen werde, um zwischen Volk und Regierung als Vermittler aufzutreten und in Zukunft nur für gründliche Verbesserung der Lage der „arbeitenden Klassen“ zu arbeiten. Es enthält das Versprechen, daß zunächst hier auf Kosten eines „dem regierenden Fürstenhause nahverwandten“ Mannes Fabriken nach dem Wunsch und dem Bedürfniß der Arbeiter errichtet werden sollen — Fabriken mit Bildungsvereinen verbunden, zu deren Benützung der Arbeiter bei ausreichendem Verdienste Zeit genug erhalten soll — Fabriken, die durch ihre Concurrnz die übrigen im Land bald nöthigen werden, ähnliche Einrichtungen zu treffen.

Der Kampf der Proletarier gegen die reichen Egoisten, sagt er, ist eine Nothwendigkeit. Er will aber beweisen, daß keine metallenen Waffen nöthig sind, um diesen Kampf siegreich durchzuführen. Sie werden das Blatt, welches in Inhalt und Form seines Gleichen sucht, lesen, Heinrich, und dann werden Sie so gut wie ich dem Verfasser vollkommen beipflichten. Mir liegt nun Alles daran, diese hier versammelten Schaaren wenigstens von offensiven Schritten abzuhalten; ich bin überzeugt, daß jenes Manifest Wunder wirken und diese tollten Leute vernünftig machen würde. Allein es ist noch nicht hier angekommen, obwohl Watkins eine Sendung verheißen hat.“

Heinrich versprach, sich noch heute beim Pfarrer wieder einzufinden. Für den Augenblick bedurfte er der Ruhe. Er begab sich nach seinem Zimmer, um nach einigen Stunden, wie er sich vorgenommen, die Schloßbewohner zu besuchen. Unterdessen bestrebten sich der Pfarrer und einige Freunde vergebens, ihren Einfluß auf die Masse geltend zu machen. Man fand die lange Stille und das ewige Harren unerträglich und so marschirten alle Versammelten, mit Ausnahme der diesmal verachteten Friedensprediger, aus dem Dorfe, um den Truppen entgegen zu gehen und dieselben an einer geeigneten Stelle plötzlich zu überrumpeln. Kaum hatten sie das Dorf geräumt, als von entgegengesetzter Seite eine starke Truppenabtheilung einzog.

Heinrich war im Begriff, seinen Weg nach dem Schlosse anzutreten, als er selbst einen nicht erwarteten Besuch erhielt: eine von Militär begleitete Gerichtsperson. Er war

es jedoch nicht allein, dem dieser überraschende Besuch ward. Gleichzeitig wurde, ebenso wie Heinrich, der Pfarrer verhaftet und dasselbe Schicksal traf Wolf, der sich damals in der Stadt aufhielt, und einige andre Personen, welche mit Watkins befreundet waren. Auffällig war nur, daß man den letztern selbst frei umhergehn ließ, selbst nachdem er sein Manifest wirklich verbreitet hatte. Der glückliche Zufall, vielleicht auch die Instruktion der Offiziere, hatte an jenem Tage einen neuen Kampf verhütet, und jenes Manifest wirkte nun in der That Wunder, wie der Pfarrer vorausgesagt hatte.

Ebenso auffällig war das Verfahren gegen die Verhafteten. Man ließ sich in keine lange Untersuchung ein, sondern stellte nur die Frage an sie, ob sie bereit wären, freiwillig das Land zu meiden und nach Amerika auszuwandern. Was im Weigerungsfalle geschehen würde, sahen die Gefangenen von selbst voraus: es stand alsdann eine jahrelange, vielleicht lebenslängliche Haft in Aussicht. Wolf war trotzdem der Einzige, welcher sich verpflichten konnte, binnen zwei Wochen jenen Weg anzutreten.

Schon am dritten Tage der Haft wurde Heinrich (und ebenso den Andern) ein noch weit mehr auffälliger Antrag gestellt, welchem sich Alle sofort fügten. Sie wurden auf Handgelöbniß und unter der Bedingung sich über eine gewisse Weite nicht zu entfernen, und ebensowenig sich bei revolutionären Bewegungen zu betheiligen, entlassen. Niemand begriff dieses Possenspiel, außer die Re-

gierenden, auf deren Befehl es stattfand, und die Vertrauten derselben, z. B. der Arzt. Man hielt es für gut, recht verschwenderisch mit Nachsicht und Schonung zu sein; — so ist Milde schon oft zum Deckmantel der grausamsten Härte genützt worden.

Die Freigelassenen konnten sich dieser Freiheit wenig freuen, da sie doch überzeugt sein mußten, daß man sie auf jedem Schritte beobachten würde. Ehe Heinrich die Stadt verließ, traf er mit Watkins zusammen, welcher ebenso, wie jener, im Begriff war, nach Waldrode zu fahren. „Ich habe ausdrücklich Ihre Freilassung, die ich vorausah, erwartet,“ sagte er, „denn es lag mir daran, den Weg gemeinsam mit Ihnen zu machen. Der Graf ist mit den Seinigen nur heute noch in Waldrode, denn morgen wird das Schloß von den alten Besitzern für immer geräumt.“

„Und glauben Sie wirklich,“ fragte Heinrich, „daß ich jenen durch meine Gegenwart nicht weh thun werde? Unmöglich können sie doch ihre Sinnesweise so sehr verändert haben oder sich so gänzlich verläugnen, um nicht den gegenwärtigen Wechsel der Dinge auf das Schmerzlichste zu empfinden.“

„Besorgen Sie nichts,“ entgegnete Watkins. „Ich bin keineswegs schonungslos gegen den Grafen und die Seinen verfahren. Es sind ihnen Ausichten eröffnet, durch welche sie sich hinreichend entschädigt fühlen. Dies gilt vom Grafen und von Alfred; die Gräfin sieht den Verlust Waldrodes ohnehin mit Gleichmuth. Der alte Graf,

welcher auch meine Verhaftung im Anzuge sah, hat sogleich eine Erklärung in Betreff meiner abgegeben und sich zu jeder Bürgschaft erboten. Er fühlt sich glücklich in dem Wahne, noch einen ungeheuren Einfluß zu besitzen, denn er bildet sich wirklich ein, daß ich meine Freiheit nur seinem Fürwort verdanke. Aber lassen Sie uns eilen, Heinrich. Ich denke, Sie werden bald all Ihre Freunde wiedersehn und in Walddrode warten noch einige Ueberraschungen auf Sie."

Sechstes Kapitel.

In Waldrode fand es Heinrich ganz, wie Watkins angedeutet hatte. Er wurde herzlich empfangen und bemerkte nicht den leisesten Schatten des Mißmuths. Dies würde wunderbar gewesen sein, hätte er sich die Sache nicht schon von selbst zu erklären gewußt. Man war genügend unterrichtet, daß Watkins keineswegs aus eigener Macht handelte, man wußte, daß derselbe vielmehr in Allem nur den Willen des Prinzen Moriz erfüllte, und man hoffte, ja man war überzeugt, daß dieser Prinz, der jetzt überhaupt als präsumtiver Thronerbe betrachtet werden konnte, es sich angelegen sein lassen würde, die Familie für jeden Verlust bei seiner Rückkehr zu entschädigen und den alten Glanz des Hauses auf andere Weise wieder herzustellen.

Auch Wolf und der Pfarrer waren bereits in Waldrode eingetroffen und der erstere hatte nun bereits den Tag seiner Abreise festgesetzt. Um so auffälliger mußte die plötzliche Freilassung dieser Gefangenen sein, da die Gegend noch

keineswegs beruhigt war. In den übrigen Fabrikdistrikten waren die „Rebellen“ zwar allenthalben wieder an die Arbeit zurückgekehrt, obwohl man immer neuen Ausbrüchen der Unzufriedenheit entgegensehen mußte; im Thal von Waldrobe jedoch feierte noch Alles. Man studirte hier eifrig das (wie man fest überzeugt war, vom Prinzen ausgegangene) Manifest, und überdies schienen die Leute, trotz der Arbeitslosigkeit, nicht mehr als früher zu darben. Offenbar floß ihnen aus unbekanntem aber reichen Quellen Unterstützung zu. Auch war eine große Anzahl von Handarbeitern bereits bei den Vorarbeiten bedeutender Bauten — der künftigen Fabrikgebäude — in der Nähe des Dorfes beschäftigt. In einem der Zimmer auf Waldrobe, welche Watkins jetzt bewohnte, fand Heinrich verschiedene Pläne und Entwürfe bezüglich des großartigen Unternehmens vor und Watkins gab ihm zu verstehen, wie er's sehr gern sehen würde, wenn sich Heinrich hierbei thätig zeigen wollte. Man wußte übrigens, daß gegen das beabsichtigte und schon begonnene Unternehmen von Seiten der alten Fabrikherren bereits zahlreiche Beschwerden bei der Regierung eingelaufen waren.

Alle außer Watkins waren am Nachmittag versammelt und Heinrich überzeugte sich, indem er die Grafen beobachtete, immer mehr von dem gewaltigen Einflusse, welchen die sicher erwartete Protektion des Prinzen hier äußerte — Obwohl im Begriff, auf immer Abschied von dem werthgehaltenen Stammsitze zu nehmen, waren Vater und Sohn — die Gräfin ohnehin — so heiter, als es das noch frische Andenken an den Tod ihrer Tochter und Schwester nur gestatten

konnte. Nach einiger Zeit gefellte sich auch Watkins wieder zur Gesellschaft.

„Es hat sich,“ sagte er, „so günstig gefügt, daß wir im Stande waren ein schweres Unrecht gut zu machen, so unschuldig wir selbst auch daran sein mochten. Ich spreche von der unglücklichen, Ihnen Allen bekannten Marie. Sie ist frei. Seit diesem Morgen, wo sie hier ankam, hielt sie sich bei der Familie des Gastwirths auf und ich bin jetzt im Begriff, sie in diesem Kreise einzuführen, wo sie gewiß die herzlichste Theilnahme finden wird.“

Während die Uebrigen allerdings große Theilnahme an den Tag legten, schienen die beiden Grafen doch in bedeutender Verlegenheit. Alfred schwieg. Der alte Graf allein wagte das Wort zu ergreifen.

„Aber, Herr Watkins — bedenken Sie — die Verhältnisse — bedenken Sie, welchen Ort jenes Mädchen so eben verlassen hat“ —

„Ich versichere, daß ich gerade alles dies sehr wohl bedenke. Es ist unsre Pflicht, ihr, die so vieles unschuldig erdulden mußte, zu vergüten, insoweit es in unsrer Macht steht.“

„Thue man ihr doch alles Gute — ich will selber das Meine beitragen, ihr eine sorgenfreie Lage zu verschaffen“ — antwortete der Graf; „allein eine persönliche Zusammenkunft — nachdem sie die entehrendste Strafe erduldet“ —

„Da ruht die Schmach nicht auf ihr,“ erwiderte Watkins, „sondern auf unsern gesellschaftlichen Umständen, welche Uebelstände sind; auf jenen Unsitten, die wir, verschoben

genug, Sitten nennen. Herr Graf, ich will nicht mit Ihren Ansichten rechten. Sie sind in denselben erzogen worden, zum Mann erwachsen und nun dem Greisenalter nahe gekommen. In meinen Augen ist es freilich Vorurtheil, wenn Sie von Ihren ererbten Begriffen nicht abgehen mögen; aber wie gesagt, ich bedenke die Verhältnisse und verlange daher auch nicht, daß Sie sich plötzlich jüngere Ansichten aneignen. Zum Glück bin ich im Stande, Ihre Skrupel zu beschwichtigen, wie ich wenigstens hoffe. Wissen Sie denn, daß Prinz Moritz selbst für die Befreiung und Rechtfertigung Mariens thätig war, daß der Prinz selbst sie aus dem Gefängniß, aus dem Hause der Schmach abholte und hieher geleitete — daß ein Prinz es ist, welcher das Mädchen jetzt hier einführen wird. Ich lasse die Maske fallen, welche ich aus guten Gründen bis diese Stunde trug — ich stelle mich Ihnen als den Prinzen Moritz vor."

Alle, mit Ausnahme der seit kurzem unterrichteten Gräfin und des Pfarrers, waren höchlich überrascht und niemand erwiederte in den ersten Augenblicken etwas.

„Ich bitte Sie herzlich,“ fuhr der Prinz fort, „ganz die Haltung beizubehalten, wie vor meinem erfolgten Geständniß; ich bitte Sie, nehmen Sie Ihre Plätze wieder ein. Sie würden mich verkennen und mir Unrecht thun, wenn Sie glauben wollten, daß ich meinem Range einen falschen Werth beilegte. Werth hat derselbe nur für mich, weil er mir Macht und Gelegenheit gibt, die Pläne zur Ausführung zu bringen, welche ich zum Besten meiner Mitbürger entworfen habe. Wahrscheinlich würd' ich mein Incognito bei-

behalten und noch einige Tage mein eigner Agent geblieben sein, hätt' ich mich nicht zu Ihrer Beruhigung entdecken müssen, Herr Graf. Ich hoffe, Sie finden jetzt kein Bedenken mehr dabei, Marien in unster Mitte zu sehn?"

Die mannichfachen Gefühle und Gedanken, so wie die außerordentliche Verlegenheit der Grafen lassen sich denken. Der Prinz führte Marien, die er bereits nach dem Schlosse kommen lassen, in der Gesellschaft ein. Auch die sehr verschiedene Art der Bewillkommung von Seiten der einzelnen Anwesenden läßt sich denken. Marie selbst war äußerst verlegen, und Heinrich nahm es im Stillen dem Prinzen beinahe übel, daß er ihm nicht schon vorher eine Zusammenkunft mit dem trotz des langen Leidens und Kummers jetzt doch doppelt anmuthigen Mädchen veranstaltet hatte.

Es verging einige Zeit unter Beileidsbezeugungen und Glückwünschen, bis der Graf endlich der Gesellschaft vorschlug, die Abendkühle des Schloßgartens zu genießen. Trotz des mächtigen Einflusses der prinzlichen Gegenwart, — welche in seinen Augen auch der kaum aus dem Arbeitshaus Entlassenen jeden Makel hätte nehmen müssen, — schien ihn doch die Luft des Gemachs zu bedrücken, welche er mit Marien athmen mußte. Heinrich aber freute sich, daß der Vorschlag angenommen ward, denn im Garten hoffte er mit Marien, ohne die Andern zu Zuhörern zu haben, sprechen zu können.

Ihn kummerten in diesem Augenblicke nicht die Gedanken, Aussichten und Aeußerungen der Andern. Er freute sich, als er Gelegenheit fand, die seinigen Marien zu eröffnen. Es gab da sehr viel zu sprechen, und manches durfte nur leise

angedeutet werden. Mit jeder Minute aber überzeugte er sich mehr von der starken unendlichen Liebe dieses Mädchens und von der Größe des Opfers, welches sie ihm gebracht hatte. Besonders erkannte er dies, als er ihr freundliche Vorwürfe darüber machte, daß sie in ihrem Mißgeschick sich nicht sogleich auf ihn berufen und somit das ganze Unglück alsbald von sich abgewendet hätte. — „Kurz vor jenem traurigen Vorfall,“ sagte sie, „erhielt ich einen Brief ohne Namensunterschrift, (er war von der ränkesüchtigen, alle Verhältnisse ausspionirenden Elisabeth,) „in welchem mir Ihre Anwesenheit in Walldrode gemeldet und zugleich angedeutet wurde, was Sie besonders an jenen Familienkreis fesselte. Ich kannte die junge Gräfin und fand keinen Grund an der Wahrheit des Inhalts des erwähnten Briefs zu zweifeln. Ich mußte einsehen, daß Ihnen, drohte da auch vielleicht kein so herbes Loos wie es mir ward, jede Entdeckung doch sehr störend werden mußte, zumal da mir die Sinnesweise Ihrer Freunde hier bekannt war. Ich glaubte mit Zuversicht, daß meine Unschuld einmal, wenn auch erst spät, an den Tag kommen würde; ich selbst hatte ja nichts mehr zu verlieren auf der Welt, während ich ahnte, daß Sie noch viel zu gewinnen wie zu verlieren hätten: so wär' es grausam gewesen, hätt' ich Sie in jene traurige Angelegenheit mit verwickeln wollen.“

„Preisen wir das Geschick, welches jetzt Alles zum Bessern gewendet hat, Marie,“ sagte er. „Aus Allem muß ich erkennen, daß ich Ihnen unendlichen Dank schuldig bin; ich sehe ein, daß ich nie in meinem Leben fähig sein werde, diese

Schuld völlig abzutragen — und dennoch wünscht' ich, Sie erlaubten mir, Ihnen zu noch größerer Dankbarkeit verpflichtet zu werden — nämlich dadurch, daß Sie sich entschlossen, mein Geschick von jetzt an gänzlich mit mir zu theilen."

Sie blickte zu Boden und schwieg.

„Marie," fuhr er fort, "alle Umstände vereinigen sich, um einen raschen Entschluß nothwendig zu machen — Sie haben die Macht, durch ein einziges Wort über mein Schicksal zu entscheiden — und ich bitte Sie um dieses Wort."

„Erlassen Sie mir die Antwort in diesem Augenblicke," erwiderte sie nach einer Pause. „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen schriftlich mittheile, was ich zu sagen habe. Ich bitte Sie, jetzt nicht mehr auf einen Gegenstand zurückzukommen" —

Sie schwieg wieder und Heinrich erfüllte ihre Bitte gern, um die Schüchterne hier, wo die übrige Gesellschaft Zeuge der Unterredung (wenn auch nicht des Inhalts derselben) war, nicht noch verlegener zu machen, als sie es ohnehin war.

Die Gesellschaft trennte sich bald. Die Grafen konnten sich hier nicht behaglich fühlen und nur die Aussicht auf künftige Entschädigung vermochte sie die gegenwärtigen Augenblicke ertragen zu lassen. Man nahm Abschied und begab sich nach der Stadt zurück, und ebenso entfernte sich Marie nach ihrem derzeitigen Asile. Nur der Prinz mit seinen drei Freunden blieb im Schlosse.

Für Heinrich wurde jetzt Alles erklärt, was ihm bisher noch dunkel geblieben war. Er vernahm, wie der Prinz,

der sein Aeußeres hinreichend unkenntlich gemacht hatte, schon längst, während man ihn noch in Amerika vermuthete, unter dem Namen Watkins in der Nähe der Heimat weilte. Durch einige Getreue jenseit des Oceans ward es möglich, mit seinen Verwandten und Allen, die das Geheimniß nicht kennen durften, eine Correspondenz zu unterhalten und, scheinbar von Amerika aus, Antworten ergehen zu lassen. Auch die Gräfin war bis auf die letzten Tage so getäuscht worden und erfuhr erst bei des Prinzen persönlichem Erscheinen, daß er mit Watkins eine und dieselbe Person war. Dieses aufs Strengste zu beobachtende Incognito hatte ihn auch verhindert, in der Angelegenheit mit dem Baron — der ihm überdies als ein Ehrenmann geschildert worden war — zur rechten Zeit einzuschreiten.

Jetzt, wo das Geheimniß offenbart worden, gedachte er auch offener und energischer die Ausführung seiner Pläne zu betreiben. Er ahnte nicht, daß trotz aller Berechnung und aller Vorsicht bereits seit einigen Wochen sein Geheimniß verrathen war. Wenigstens waren der Justizminister und der Arzt bereits unterrichtet, obwohl beide sich hüteten, irgend jemand eine Andeutung davon zu geben. Ihnen war allein von Watkins — nicht von dem Prinzen — etwas bewußt, und nur gegen erstern sollten, während sie den letztern absichtlich ignorirten, ihre Maßregeln gerichtet sein. Jetzt war natürlich, daß binnen wenigen Tagen das Gerücht von des Prinzen Rückkehr allenthalben verbreitet sein würde und die Feinde mußten sich beeilen, um bei ihrem Verfahren sich gegen jede Verantwortlichkeit noch durch die Entschuldigung

sichern zu können: daß dasselbe nur gegen „Watkins“ gerichtet gewesen sei.

Schon am nächsten Morgen erhielt Heinrich von Marie — die gleichzeitig auch an den Prinzen schrieb — den versprochenen Brief, worin sie ihm — Lebewohl sagte. Das Schreiben mochte ihr unendliche Mühe gekostet haben. Sie vermochte ihre Liebe nicht zu verbergen und zu verstellen und wollte dies vermuthlich auch nicht; aber sie sah sich genöthigt, auf alle Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart hinzudeuten, um ihren jetzigen Schritt zu rechtfertigen. Es war nicht Stolz, — diesen würde ihre Liebe besiegt haben, — es war nur ein, vielleicht übertriebenes Zartgefühl, welches ihr verbot, Heinrich anzugehören. So geschickt und zart sie sich auch ausgedrückt hatte, so ließ sich die Entschiedenheit und Festigkeit ihres Entschlusses doch nicht verkennen.

Dem Prinzen dankte sie für die freundliche Hilfe, die er ihr nun schon zum zweitenmale gewährt und sprach den Entschluß aus, im Kreise der Familie des Gastwirths, wo sie sich vielfach nützlich zu machen wußte, fortan zu bleiben. Heinrich theilte die erhaltene Antwort dem Prinzen mit und dieser war ebenfalls der Meinung, daß Bitten oder Ueberredung hier nichts fruchten könnten.

In all' ihrer Bescheidenheit und Herzensunschuld kannte Marie doch ihren Werth. Sie mochte dem Zufall nicht das verdanken, was ihr das Theuerste war — und wenn Pauline noch am Leben gewesen wäre, (diese Ueberzeugung hatte sie,) so würde jener Antrag, wie ernst er auch jetzt gemeint

sein mochte, dennoch nicht an sie ergangen sein. Ihr Brief hatte ihr nicht allein in der schwierigen Wahl passender Ausdrücke Mühe gekostet — sie entsagte, indem sie ihn abschickte, noch einmal allem Lebensglück, sie opferte sich noch einmal. Und um so unglücklicher fühlte sie sich jetzt, als sie durch dieses Opfer niemand — am wenigsten dem Geliebten — Freude oder Vortheil brachte. Es war ein unnützes, aber wie sie glaubte nothwendiges Opfer. — Die Arme litt in ihrer Einsamkeit unendlich und doch konnte sie ihren Schritt nicht bereuen.

Siebentes Kapitel.

Heinrich hatte sich und Andern in letzter Zeit so Vieles, was mit Liebe und Eifer erstrebt worden, verleidet gesehen, daß er im Augenblick an nichts mehr einen regen oder thätigen Antheil nahm, als an seiner eignen nächsten Herzensangelegenheit. Ein einzig Mal sprach er noch am nächsten Tage mit Marien, deren Weigerung seine Neigung nur mehr gereizt und gesteigert hatte; sie war, ob auch traurig und niedergeschlagen, doch gegen ihn freundlich — nur durfte er nicht wagen, seinen Antrag irgendwie wieder zu erneuern. Dies erfüllte ihn mehr und mehr mit Mißmuth, er ward einsilbig und beschäftigte sich auch mit des Prinzen Angelegenheiten wenig. Um so eifriger dachte dieser selbst an die Ausführung seiner Pläne. Nachdem er sich einmal verrathen, hatte er gleich am nächsten Morgen dem Hofe die Meldung gesendet, daß er incognito angelangt und bis auf Weiteres seinen Aufenthalt in Waldbrode genommen habe, wo er indefs vorläufig niemand zu empfangen gedächte.

Er war mit der Revision eines Entwurfs der Einrichtung der Gemeinde, wie sich dieselbe im Thale von Waldrode gestalten sollte, beschäftigt. „Sie wissen schon,“ sagte er zu Heinrich, nachdem er diesem jene Arbeit mitgetheilt, „Sie wissen schon, ohne daß ich es ausdrücklich sagen dürfte, daß ich meine Würde nur deshalb noch behaupte und werthhalte, weil sie mir die Macht gewährt, mit Energie und erfolgreich der verderblichen Beamtenherrschaft, der Geldherrschaft und allen andern Herrschaften, welche das Wohl meines Vaterlands hindern und untergraben, entgentreten zu können. Gleiches wird am besten durch Gleiches bekämpft. Aber, Heinrich, ich sehne mich von Herzen nach der Zeit, wo ich der Welt deutlich zeigen kann, daß ich diese Würde nur als Nothmittel brauchte und daß ich am liebsten ein Bürger unter Bürgern bin. Dieser Augenblick wird nicht so schnell kommen, denn es wird einige Zeit nöthig sein, bevor unsere neue Mustergemeinde so weit gedeiht, um überall zur Nachahmung zu reizen und bevor wir den herrschenden Egoismus besiegen. Aber so mißlich auch Alles noch scheint — am Ende ist Deutschland doch berufen zu einer Pflegerin des Heiles der Menschheit — der Sieg des deutschen Geistes wird ein Sieg des Guten für alle Länder sein.“

Während Heinrich vom Prinzen dessen Reisen, Abenteuer und Bestrebungen schildern hörte, vergaß er selbst momentan seinen jetzigen Kummer. —

Man berücksichtigte den Wunsch des Prinzen von Seiten des Hofes, das heißt, man ließ ihn ungestört in Waldrode. Noch am nämlichen Tage aber, da er seine Ankunft

gemeldet, begann man auf's Neue gegen seine Freunde zu verfahren. Aber nicht auf gewaltsame Weise. Es wurde ihnen nur der Rath ertheilt, ihre etwaigen Güter zu veräußern und binnen acht Tagen das Land zu meiden; man rieth ihnen zur Auswanderung nach Amerika, und binnen vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieses Rathes — der ihnen übrigens nicht auf streng offiziellem Wege zukam — sollten sie ihren Entschluß angeben. Was im Falle der Nichtannahme jenes Rathes zu erwarten stand, blieb ihrem eignen Scharfsinn zu errathen überlassen; allein dieß kostete ihnen natürlich wenig Kopfzerbrechen.

„Einen besondern Plan muß man wohl bei diesem merkwürdigen Verfahren im Auge haben,“ sagte der Prinz. „Indeß ist Ihr Entschluß leicht zu bestimmen. Ständen Sie allein, so würde Ihnen gar nichts übrig bleiben, als die Auswanderung. Die Herren glauben wahrscheinlich nicht, daß es mit meinen Absichten vollkommener Ernst sei, sonst würden sie sich die unnütze Mühe erspart haben. Sie stehen unter meinem Schutze und folglich wird Ihnen niemand etwas anhaben. Ich rathe Ihnen, den Herren zu melden, daß Sie zu bleiben gedenken.“

Es war bereits Abend, als jene Aufforderung an die Betreffenden — den Pfarrer und Heinrich — ergangen war, folglich hatte man bis zum Abend des nächsten Tages Bedenkzeit.

Heinrich hatte sich heute zeitig vom Prinzen entfernt und befand sich allein auf seinem Zimmer. Noch spät in der Nacht, nachdem er bereits Alles in tiefem Schlaf ver-

muthete, glaubte er eine unruhige Bewegung in jenem Theile des Schlosses, den der Prinz bewohnte, zu bemerken. Dann war wieder Alles still und er sank endlich selbst in die Arme des Schlummers. Er mochte mehrere Stunden geschlafen haben, als man ihn weckte und benachrichtigte, daß der Prinz plötzlich krank geworden sei und sich in dem bedenklichsten Zustand befinde. Mehrere Boten waren abgeschickt, um Aerzte herbeizurufen, doch war bis diesen Augenblick noch keiner eingetroffen.

Eilig kleidete sich Heinrich an, um sich zu dem Kranken zu begeben. Unterwegs sagte ihm der zitternde Diener, daß der Prinz sich für vergiftet halte. Sein Unwohlsein hatte unmittelbar nach einem frugalen Abendessen, welches er ganz allein eingenommen, begonnen, und schon jetzt, nach wenigen Stunden, stehe das Aergste zu befürchten. Ein fremder Mann, der nach einer hier nicht anwesenden Person gefragt, habe sich, nach der Aussage des Kochs, einige Augenblicke in der Küche aufgehalten und sei dann spurlos verschwunden. So ließ sich ein gräßlicher Zusammenhang errathen.

Heinrich fand den Prinzen bei vollem Bewußtsein, aber in einem körperlichen Zustande, welcher die nahe Auflösung unzweifelhaft ließ.

„Heinrich,“ sagte der Prinz, „ich habe Sie nicht eher rufen lassen, um Ihnen nicht länger als nöthig einen traurigen Anblick zu gewähren. Jetzt fühl' ich mein Ende und hoffe noch Kraft genug zu haben, um Ihnen das Wenige zu sagen, was ich aussprechen muß. Ich hielt mich für zu

mächtig und war vielleicht zu unvorsichtig — jedenfalls zu sicher. Die Feinde haben diesmal wieder gesiegt. Ich hoffte ohne Kampf mit Waffen, ohne Hinterlist oder Gewalt, sondern nur durch die Wahrheit zu siegen. Jene haben eingesehen, daß ich ein allzugesährlicher Feind war und darum entschlossen sie sich zu einem Gewaltstreich — ich bin vergiftet. Ich war zu zuversichtlich, zu hoffnungreich — jetzt fürcht' ich, es kann noch ein dreißigjähriger Krieg für Deutschland kommen müssen, eh' die gute Sache einen vollständigen Sieg erringt. — Jetzt" (fuhr er fort,) „werden auch Sie das seltsame Verfahren gegen Sie und unsre Freunde begreifen oder wenigstens die Absicht ahnen. Es bleibt Ihnen nun nur die Auswanderung übrig — wird es dereinst nöthig, so können Sie ja noch immer zurückkehren, müßt' es auch unter fremdem Namen sein. Man wird alle Zeugen meines Todes zu beseitigen wissen — die Dienerschaft und die übrigen Fremden geben keine Besorgniß; Sie aber, Wolf und der Pfarrer müssen wenigstens das Land verlassen und in Ihrer Abwesenheit getraut man sich vermuthlich alle Gerüchte verstummen zu machen. Weigern Sie sich aber zu gehen, so wird man Sie Alle selbst ebenfalls leicht zum Verstummen bringen. Dies ist die Lage der Dinge, und wenn Sie" —

Hier war der Prinz, dessen Stimme mehr und mehr bei den letzten Worten ermattet war, genöthigt abzubrechen. Er sank auf das Lager zurück und lag eine Zeitlang mit geschlossenen Augen, erschöpft und wie in einer Art von Betäubung. Dann erwachte er plötzlich, aber nicht zu klarem

Bewußtsein — die Augen traten weit aus ihren Höhlen und der Körper ward von heftigen Krämpfen hin und her geworfen. Die Diener, welche Heinrich sogleich zu Hilfe gerufen hatte, standen ebenso rathlos wie er selbst bei dem Lager. Der bis heute kerngesunde Prinz hatte überhaupt nie, und am wenigsten während seines Incognito, einen Arzt auf seinen Reisen bei sich gehabt. Ein sehr geschickter Heilkünstler wohnte zwar in Waldrode selbst; allein gerade in dieser Nacht war er, vielleicht auch nur durch die Mörder des Prinzen, zu einem entfernten Kranken gerufen worden.

So mußte Heinrich den Mann, an welchen ihn Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit fesselten, im entsetzlichen Zustande vor sich sehen, ohne ihm die geringste Linderung bereiten zu können. Die Krämpfe, von denen der Kranke befallen war, wurden immer heftiger; endlich stieß er einen dumpfen, aber herzzerreißenden Schrei aus und sank im nächsten Augenblicke auf das Lager zurück, stumm und lautlos. Seine Leiden hatten das Ziel erreicht. — Wenige Minuten nach seinem Tode erschienen zwei Aerzte, die es sich angelegen sein ließen, den Zustand des Verstorbenen zu untersuchen und einen Bericht aufzusetzen. Nur eine Deffnung des Leichnams wagten sie, ohne anderweit dazu autorisirt zu sein, nicht vorzunehmen. Die Dienerschaft und alle Anwesenden wurden vernommen und mit dem möglichst vollständigen Berichte sofort ein Eilbote nach der Residenz gesendet.

Auffällig mußte es natürlich sein, als im Laufe des ganzen folgenden Tages nicht die geringste Verfügung oder

Erwiederung auf jenen Bericht erfolgte. Schon seit dem vorigen Tage waren in mehrere benachbarte Ortschaften wieder Truppen gelegt worden. Freilich mußte man sich gegen einen Sturm sichern, der nur zu leicht losbrechen konnte, sobald sich das Gerücht vom gewaltsamen Tode des Prinzen verbreitete.

In einem ungewöhnlich raschen Wechsel der Ereignisse gewöhnt man sich bald, Vieles, was sonst Staunen und Verwunderung erregen müßte, mit ziemlich gleichgiltigem Blick zu betrachten. So ging es jetzt Heinrich. Er hatte in rascher Aufeinanderfolge so viel gewonnen und verloren, daß er bei den letzten Ereignissen einen gewissen Gleichmuth zu bewahren vermochte.

Achtes Kapitel.

Am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht öffnete sich, während Heinrich beschäftigt war Briefe, Berichte u. s. w. in Bezug auf das traurige Ereigniß in Ordnung zu bringen, plötzlich die Thür seines Zimmers und Ulrich trat ein.

„Guten Morgen, Heinrich! Ich treffe dich unter recht verwickelten Umständen, wie ich hör' und sehe.“

„Ulrich! O, du weißt nicht, welche Erquickung mir dein Anblick gewährt! So zur rechten Zeit bist du noch nie gekommen! Ich brauche nicht zu fragen, was dich herführt — ich will denken, du folgtest unwillkürlich und unbewußt der Nothwendigkeit — es war nöthig, daß ich einmal in das ehrliche, treue Gesicht meines Freundes sah', um in dem heillosen Wirrwar den Verstand nicht zu verlieren.“

„Nun,“ antwortete Ulrich, „es freut mich, wenn ich nicht ganz unnütz gekommen bin, denn ich fürchtete schon,

du würdest mich als überflüssiges Hausgeräth gleich wieder fortzuschicken. Ich bin eigentlich nur auf der Durchreise begriffen und gehe noch einige Meilen weiter, um eine Erbschaftsangelegenheit meiner Frau in Ordnung zu bringen. Du bist jetzt der Eigenthümer dieses Schlosses, wie man mir sagt.“

„So ist's,“ sagte Heinrich; „allein man verleidet mich den Aufenthalt und zwingt mich gleichsam, den Besitz zu veräußern und auszuwandern, jetzt, wo ich selbst weniger Neigung dazu habe.“ Er machte Ulrich mit Allem bekannt, was sich hier zugetragen hatte und traf sodann mit demselben eine Uebereinkunft wegen des Gutes Waldrode. Ulrich sollte dasselbe, wenigstens vorläufig als nomineller Besitzer, käuflich übernehmen, um die Kaufsumme dem Ausgewanderten später nachzusenden. Es bedurfte natürlich hierbei keiner langen Verhandlung, denn es verstand sich von selbst, daß Ulrich den Handel so vortheilhaft als möglich für Heinrich zum Schluß bringen würde.

„Wofern ich es irgend vermag,“ sagte Ulrich, „werde ich dies Gut nicht in andre Hände gehen lassen, und hoffentlich kehrt du noch einmal zurück, um es selbst wieder zu übernehmen. Noch eine Neuigkeit kann ich dir mittheilen“ —

In diesem Augenblick trat der Pfarrer ein, welcher äußerte, Ehre und Pflicht verlange jetzt, sich hinsichtlich der geforderten Erklärung dahin zu entscheiden, daß man nicht auswandern wolle. „Man fürchtet uns,“ sagte er, „und

zwar mit Recht. Es ist unsre Pflicht, alles aufzubieten, gält' es auch unser eignes Leben, um die Schandthat, deren Zeugen wir sind, zu veröffentlichen und" —

„Und selbst nutzlose Opfer neuer Schandthaten zu werden?“ fiel ihm Ulrich ins Wort. „Wir fühlen selbst Alles, was Sie sagen wollen, gewiß. Dennoch denk' ich, bleibt Ihnen jetzt nichts übrig, als abzureisen. Sie können im Augenblick nichts thun — darnach sind leider die Verhältnisse. Die Nemesis aber wird ihrer Zeit von selbst erwachen. An Allem, was hier vorgegangen ist, seh' ich meine frühere Ansicht auf's Neue bestätigt: Einzelne richten beim besten Willen nichts Dauerndes und Erfolgreiches aus; und wenn diese Einzelnen mächtige Fürsten wären — ihre Pläne und Absichten kommen doch nur dann zum Ziel, wenn die Zeit reif dazu ist — sie sind nur dann mächtig, wenn sie die Forderung der Zeit erfüllen. So war's mit allen Reformatoren; ihr alleiniger Wille würde gar nichts ausgerichtet haben; sie waren doch nur die Herolde ihrer Zeit. Der Prinz hätte wohl ein solcher Herold werden können, nur leider traf er nicht genau den rechten Moment. Auch hat er, glaub' ich, sein Incognito gar zu lange behauptet. Nun, wie gesagt, die Nemesis wird zur rechten Zeit erwachen. Was aber Sie anlangt, — Sie müssen auswandern. Sie würden sich außerdem unnütz opfern. Ich würde Ihnen überhaupt rathen, die Frist weniger Tage, die man Ihnen gestattet, nicht abzuwarten. Reisen Sie lieber gleich morgen, wenn es sein kann.“

Man sah sich bald genöthigt, die Wahrheit dessen, was Ulrich sagte, zuzugeben, und so beschloß man, seinem Rathe zu folgen.

„Ich war im Begriff, noch ein Ereigniß mitzutheilen, als der Herr Pfarrer eintrat,“ bemerkte Ulrich. „Während ich durch das Wäldchen vor'm Dorfe kam, war man beschäftigt, einen Mann, den man dort erhängt gefunden, fortzuschaffen. Es war kein Selbstmörder, wie ich hörte, sondern ein von fremder Hand Umgebrachter.“

„So ist's,“ sagte der Pfarrer, „und ich habe den Todten gesehn. Es war der Arzt. Ohne Zweifel gerieth er, als er gestern nach verübter Mordthat das Schloß verlassen, in die Hände einiger erbitterten Dorfbewohner, die in ihm den alten Verräther erkannten und Lynchjustiz übten. So weit ist es bei uns gekommen!“ —

Die Freunde hatten ihre Angelegenheiten geordnet und waren bereit zur Abreise. In ihrer bedrängten Lage und da bestimmte Beweise doch nicht beizubringen waren, (die Gegner sorgten dafür, dem gehörig entgegenarbeiten zu können,) mußten sie es für den Augenblick aufgeben, ein Verbrechen zu enthüllen, von welchem sie mehr als moralisch überzeugt waren.

Am Abend vor der Abreise, als Heinrich ziemlich melancholisch gestimmt in Gesellschaft Ulrichs, Wolfs und des Pfarrers saß, sagte der Letztere:

„Sie sind traurig, Heinrich, und ich ahne den Grund. Sie haben noch nicht Alles in Ordnung gebracht. Sie haben versäumt, Marie zu der Reise einzuladen.“

„Weil ich weiß, daß sie der Einladung nicht folgen würde“ —

„Dummes Zeug! — Ich habe mit unsern Freunden hier die Sache bereits besprochen und wir stimmen in unserer Meinung vollkommen überein. Es ist die höchste Zeit, wenn Sie das Beste nicht versäumen wollen. Sie haben bereits von Allen, von den Todten wie von den Lebendigen, Abschied genommen, nur noch nicht von Marien“ —

„Doch,“ erwiderte Heinrich; „ich war diesen Morgen bei ihr und wir haben einander das letzte Lebewohl gesagt.“

„Hm! davon wußten wir freilich nichts,“ fuhr der Pfarrer fort; „aber sei dem wie ihm wolle, besuchen Sie das liebe Mädchen gleich noch einmal — es wird sich ja ein Vorwand denken lassen, um noch ein allerletztes Lebewohl zu sagen.“

„Ich will dich begleiten,“ sagte Ulrich. „Und im Voraus will ich dir nur sagen, daß ich beabsichtige, Euch in passendem Augenblicke, wosfern das nöthig wird, allein zu lassen. Komm sogleich, Heinrich, jetzt ist es noch Zeit.“

Heinrich folgte fast unwillkürlich und dennoch gern. Er freute sich, daß ein letztes Lebewohl ein allerletztes noch nicht ausschloffe.

Sie fanden Marien allein im Familienzimmer des Gastwirths, mit einer Nãtherei beschãftigt. Tief errõthend erhob sie sich, als die unerwarteten Gãste eintraten — man sah deutlich, daß sie sehr geweint haben mußte. — Heinrich stellte ihr seinen Freund vor.

„Und ich hoffe den Namen eines Freundes auch vor Ihnen zu rechtfertigen,“ sagte Ulrich. „Ich bin ein Freund, der jedes Vorurtheil hat und gern Gl¼ckliche sieht. Um so mehr thut es mir leid, daß sich dieser bõse Mensch hier nur ¼berreden ließ, Sie noch einmal zu sehn, unter dem Vorwand, Ihnen ein allerlestes Lebewohl zu sagen. Freilich liegt nur noch eine kurze Nacht zwischen hier und der Abreise, und bald wird das Weltmeer zwischen Ihnen liegen.“

Heinrich und Marie standen einander gegen¼ber und beide schwiegen. Er blickte sie bek¼mmert an, wãhrend ihr Blick am Boden haftete.

„Das Lebewohl auf immer fãllt mir recht schwer, Marie,“ sagte Heinrich endlich.

Sie zitterte sichtbar, wagte aber nicht zu ihm aufzublicken, und schwieg noch immer.

„Ein Zeuge bei solchem Abschiednehmen mag nicht immer statthast sein,“ sagte Ulrich; „diesmal aber ist er nothwendig. Ihr k¼nnt ja beide nicht lãugnen, daß ihr einander liebt und mit einander gl¼cklich sein w¼rdet — Unter solchen Umstãnden sind Stolz, sogenanntes Zartge-

fühlt und dergleichen lauter mißverständene Dinge — ich bitt' euch, folgt der Stimme eurer Herzen!“

Langsam schlug Marie die Augen zu Heinrich auf, dessen Blick voll unendlicher Liebe und zugleich voll ungeduldiger Erwartung auf ihr ruhte — aber schon im nächsten Moment hing sie weinend und glücklich an seinem Halse, von seinen Armen umschlungen.

Diesen Augenblick nützte Ulrich, um das Gemach zu verlassen und die draußen harrenden Freunde von dem guten Erfolg zu benachrichtigen. Sie hatten ohne Wissen der Liebenden, aber im Einverständniß mit der Familie, in deren Kreis Marie aufgenommen war, bereits Anstalten zu einer kleinen Festlichkeit getroffen; denn sie waren im Voraus überzeugt, daß Marie im Augenblick des Scheidens jede falsche Rücksicht vergessen würde.

Noch an diesem Abend sprach der Pfarrer seinen Segen über die endlich Vereinten. — Ulrich aber war ohne weitem Abschied verschwunden, — vermuthlich weil er sich für überflüssig hielt, nachdem Alles in Ordnung gebracht war. — — —

Obwohl frei und sicher in ihrer neuen Heimat, erfolgte von Seiten der Ausgewanderten doch nirgend eine Erklärung hinsichtlich des Prinzen und der letzten Ereignisse. Sie mußten wohl ihre guten Gründe haben, welche sie zum Schweigen bestimmten. — Ebenso war guter Grund vorhanden, hier über die Pläne des Prinzen, über deren Scheitern und über das Verfahren der Gegner nicht

ausführlicher zu berichten, als es geschehn ist. Man erklärt nicht gern, wo Erklärungen überflüssig sind. Denjenigen Lesern aber, welche die Gestalt des Prinzen für etwas in der Wirklichkeit Unmögliches, für eine Uebertreibung und also für reine Erfindung halten, möge es immerhin freistehn, die ganze Erscheinung als Allegorie zu deuten.

*image
not
available*